
Liebe Leserinnen und Leser,

das aktuelle ELiSe-Heft beginnt auf der folgenden Seite mit dem Titelblatt. Diese Leerseite, die dem Heft von ELiSe vorgeschaltet ist, soll Ihnen ermöglichen, auf einer Druckseite im DIN-A4-Format zwei ELiSe-Seiten mit der korrekten Paginierung auszu-
drucken. Gesetzt ist die Zeitschrift in A5.

Bei weiteren Fragen wenden Sie sich bitte an die Reaktion.

elise@uni-essen.de

ELiS_e

[e'li:zə]

<Essener Linguistische Skripte – elektronisch>

E-Papiere zu Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik

Jahrgang 1, Heft 2 (Dezember 2001)

ISSN 1617-5425

elise@uni-essen.de

<http://www.elise.uni-essen.de>

Liebe Leserinnen und Leser,

wie im Editorial angekündigt, möchten wir mit ELiSe besonders die wissenschaftliche Diskussion anregen und einen schnellen Gedankenaustausch ermöglichen. Deshalb eröffnen wir zu jedem Heft ein Diskussionsforum, in dem Anregungen, Kritik, Hinweise und Stellungnahmen von Lesern zu den einzelnen Beiträgen veröffentlicht werden. Die Autorinnen und Autoren sind von uns gebeten worden, an diesen Diskussionen teilzunehmen und haben das ausdrückliche Recht zur Kommentierung.

Bitte senden Sie Ihre Anregungen an die Redaktion, damit wir sie in das Diskussionsforum stellen können und die Autorinnen und Autoren die Möglichkeit haben, Stellung zu beziehen.

elise@uni-essen.de

Bitte gestalten Sie die Betreff-Zeile nach dem Schema: **Beitrag: Autor, Heft**

ELiS_e

<Essener Linguistische Skripte – elektronisch>

E-Papiere zu Sprachwissenschaft und Sprachdidaktik

Jahrgang 1

Heft 2

Dezember 2001

Impressum

ELiSe wird herausgegeben von:

Christoph Chlosta • Hermann Cölfen • Joachim Raith
Werner Schöneck • Christoph Schroeder • Wilfried Timmler

Kontakt: Dr. Christoph Schroeder, Universität Essen, Fachbereich 3, 45117 Essen

E-Mail: elise@uni-essen.de

© ELiSe-Redaktion. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Die Nutzung der Zeitschrift und der in ihr enthaltenen Beiträge ist insoweit frei, als nichtkommerziell handelnden Personen, Firmen, Einrichtungen etc. ein begrenztes Recht auf nichtkommerzielle Nutzung und Vervielfältigung in analoger und digitaler Form eingeräumt wird. Das betrifft das Laden und Speichern auf binäre Datenträger sowie das Ausdrucken und Kopieren auf Papier. Dabei obliegt dem Nutzer stets die vollständige Angabe der Herkunft, bei elektronischer Nutzung auch die Sicherung dieser Bestimmungen.

Es besteht – außer im Rahmen wissenschaftlicher und schulischer Veranstaltungen öffentlicher Träger – kein Recht auf Verbreitung. Es besteht kein Recht zur öffentlichen Wiedergabe. Das Verbot schließt das Bereithalten zum Abruf im Internet, die Verbreitung über Newsgroups und per Mailinglisten ein, soweit dies durch die ELiSe-Redaktion – oder durch den/die Urheber des betreffenden Beitrags – nicht ausdrücklich genehmigt wurde. Darüber hinausgehende Nutzungen und Verwertungen sind ohne Zustimmung des Urhebers unzulässig und strafbar.

ISSN: 1617-5425

Inhalt

- Peter Raster (Essen)*
Wortarten des Deutschen aus der Sicht der indischen
Grammatiktradition 7-46
- Claus Wenderott (Essen)*
Sprache – Geschichte – Sprachgeschichte.
Friedrich Engels als Sprachhistoriker 47-54
- Vulf Plotkin (Beer-Sheva, Israel)*
Über die Rolle von genetischen, arealen und ethnokulturellen
Faktoren in Entstehung und Evolution des Jiddischen 55-66
- Joachim Raith (Essen)*
Die /r/-Realisation im Ruhrgebiet. Oder T. Harden revisited 67-73
- Projektgruppe SPREEG*
Rupprecht S. Baur, Christoph Chlosta, Emel Huber, Torsten Ostermann,
Christoph Schroeder (Essen), in Zusammenarbeit mit Jürgen Becker
(Schulamt der Stadt Essen), Jagoda Illner (Landesinstitut für Schule und
Weiterbildung, Soest) und Helmut Schweitzer (RAA/Büro für interkulturelle
Arbeit, Essen)
Was Kinder sprechen! Überlegungen zu einer Sprachenerhebung an
Essener Grundschulen 75-89
- Kurzbeschreibungen von Projekten
- Ljasat Dalbergenova (Kokschetau, Kasachstan)*
Kontrastivanalyse der Ausdrucksmittel der Kausalität im Deutschen
und Kasachischen: Exposé eines Promotionsprojektes 91-97
- Burkhard Schaeder (Siegen)*



Wortarten des Deutschen aus der Sicht der indischen Grammatiktradition

Peter Raster
Universität Essen
Fachbereich Literatur- und Sprachwissenschaften

Inhaltsverzeichnis

1	Interkulturelle Sprachwissenschaft	8
2	Interkulturelle Germanistik	10
3	Rezeption der indischen Sprachwissenschaft	13
4	Theorie der Wortarten	16
4.1	Indische Grammatiktradition	17
4.2	Transfergrammatik	19
5	Unveränderliche Wörter	23
5.1	Indische Grammatiktradition	23
5.2	Transfergrammatik	27
6	Präpositionen und Präverbien	28
6.1	Präpositionen aus Präverbien	30
6.2	Besonderheiten und Einschränkungen	34
6.2.1	Besonderheiten	34
6.2.2	Einschränkungen in der Ableitung bzw. Rückführung	35
6.2.3	Nebenverben	36
6.2.4	Präpositionale Objekte	37
6.3	Ausschließungen	38
7	Ergebnisse	39

Zusammenfassung

Ziel der folgenden Untersuchung ist es, ein klassisches Thema der allgemeinen Grammatik — die Klassifikation der Wortarten — aus der Sicht einer nichtwestlichen Grammatiktradition, nämlich der indischen Grammatiktradition, die von Pāṇini (ca. 5. Jahrhundert v. Chr.) begründet wurde, darzustellen. Das Wortartenmodell der indischen Grammatiktradition beruht auf einer morphologischen Klassifikation von Wortarten, bei der unterschieden wird zwischen Nomina, Verben und unveränderlichen Wörtern. Diese drei Wortarten stehen jedoch nicht gleichberechtigt auf einer Stufe. Primäre Wortarten sind nach Pāṇini nur Nomina und Verben; die unveränderlichen Wörter dagegen sind keine primäre Wortart, sondern werden prinzipiell auf Nomina zurückgeführt, indem sie als Wörter angesehen werden, bei denen eine ursprünglich vorhandene nominale Endung gelöscht worden ist. Damit ist Pāṇinis System der Wortarten das einfachste mögliche System überhaupt: Es kennt nur zwei Grundwortarten — Nomina und Verben. Pāṇinis System ist das einfachste, aber es ist deswegen nicht primitiv oder archaisch. Es ist durchaus leistungsfähig auch im Hinblick auf die Beschreibung einer modernen Sprache wie dem Deutschen, nur muss diese Leistungsfähigkeit erst demonstriert werden. Sie muss vor allem demonstriert werden im Bereich der unflektierten Wörter, in dem die morphologische Wortartenklassifikation nach Meinung westlicher Forscher einen entscheidenden Nachteil aufweist. In der vorliegenden Studie werden zum Zweck einer Demonstration ausgewählte Präpositionen des Deutschen untersucht. Es soll dabei gezeigt werden, dass die Klasse der Präpositionen im Deutschen in ihrem Kernbestand keine ursprüngliche Wortart ist, sondern eliminiert werden kann. Die Eliminierung der Wortart der Präpositionen ist durchaus mit Vorteilen für die grammatische Beschreibung des Deutschen verbunden, indem sich syntaktische Verhältnisse dadurch einfacher und transparenter darstellen lassen.

1 Interkulturelle Sprachwissenschaft

Die nachfolgende Untersuchung ist dem neuen Forschungsgebiet der interkulturellen Sprachwissenschaft zuzuordnen. Methodische und konzeptionelle Fragen, die mit der Konstitution dieses Forschungsgebiets zusammenhängen, sind vom Verfasser ausführlich in der Arbeit „Perspektiven einer interkulturellen Linguistik“ [22] behandelt worden. Es sind dort zwei Begriffsgegensätze als maßgebend für die Konstitution des Forschungsgebiets der interkulturellen Sprachwissenschaft eingeführt worden — der Gegensatz zwischen der *Interkulturalität der Linguistik* und der *Linguistik der Interkulturalität* einerseits und zwischen *eigenkultureller Wahrnehmung* und *fremdkultureller Wahrnehmung* andererseits; der letzte Gegensatz kann auch kürzer als Gegensatz der „Innenperspektive“ und der „Außenperspektive“ bezeichnet werden. Zur Situierung der folgenden Untersuchung im Rahmen

der interkulturellen Sprachwissenschaft werden diese Begriffsgegensätze nun in einer zusammenfassenden Charakterisierung dargestellt; für die genauere Herleitung und Diskussion dieser Begriffsgegensätze wird auf die zitierte Arbeit des Verfassers verwiesen.

Linguistik der Interkulturalität und Interkulturalität der Linguistik Die Unterscheidung zwischen den Begriffen *Interkulturalität der Linguistik* und *Linguistik der Interkulturalität* ist nach dem Vorbild der interkulturellen Philosophie vorgenommen worden; sie definiert zwei Forschungsrichtungen der interkulturellen Linguistik. Als *Linguistik der Interkulturalität* untersucht die interkulturelle Linguistik all das, was aus sprachwissenschaftlicher Sicht an dem Phänomen der Kulturverschiedenheit festgestellt werden kann; dazu gehört sowohl die Verschiedenheit von Sprachen als auch die Verschiedenheit der Verwendung von Sprachen. Als Forschungsrichtung, die auf das Phänomen der *Interkulturalität der Linguistik* bezogen ist, sieht sich die interkulturelle Linguistik dagegen dem Tatbestand gegenüber, dass die Linguistik selbst in verschiedenen Kulturen auf verschiedene Weisen existiert. Gegenstand dieser Form der interkulturellen Linguistik sind also nicht verschiedene Formen der Sprache und ihrer Verwendung, sondern verschiedene Formen der Sprachwissenschaft selbst. Die folgende Untersuchung ist dieser zweiten Form der interkulturellen Linguistik zugeordnet.

Innenperspektive und Außenperspektive Die Phänomene, die den Gegenstandsbereich der interkulturellen Linguistik bilden, können grundsätzlich auf zwei Weisen erfahren werden — vom Standpunkt der eigenen Kultur und vom Standpunkt einer fremden Kultur. Unter Verwendung einer Begriffsbildung, die in der interkulturellen Germanistik eingeführt worden ist, werden diese beiden Arten der Wahrnehmung jeweils als Wahrnehmung aus der „Innenperspektive“ und als Wahrnehmung aus der „Außenperspektive“ bezeichnet. Die Wahrnehmung von kulturellen Phänomenen aus der Innenperspektive einer Kultur ist zunächst *per definitionem* nicht interkulturell. Sie wird erst dann zu einer interkulturellen Betrachtung, wenn die Innenperspektiven mehrerer Kulturen miteinander verglichen werden. In diesem Fall ist die Interkulturalität der aus der Innenperspektive betrachteten Phänomene verschiedener Kulturen eine Interkulturalität vom Standpunkt des wissenschaftlichen Betrachters. Die Interkulturalität der aus der Außenperspektive betrachteten Phänomene ist dagegen eine Interkulturalität vom Standpunkt der betrachteten Kulturen selbst; die Interkulturalität wird in diesem Fall realisiert dadurch, dass die betrachteten Kulturen selbst sich wahrnehmen oder miteinander in Wechselwirkung treten.

Forschungsfelder einer interkulturellen Linguistik Durch Überschneidung der beiden soeben eingeführten Begriffsgegensätze lassen sich insgesamt vier Forschungsfelder einer interkulturellen Linguistik definieren. Von diesen sind für die hier vorliegende Untersuchung nur zwei Forschungsfelder relevant: nämlich die Forschungsfelder, die dadurch gebildet sind, dass die *Interkulturalität der Linguistik*, die den einen Pol des zuerst eingeführten Gegensatzpaares bildet, mit dem zuletzt behandelten Gegensatz von Innenperspektive und Außenperspektive verknüpft wird. Die durch diese Verknüpfung definierten Forschungsfelder lassen sich so charakterisieren:

1. Vergleichende Betrachtung der Innenperspektiven von sprachwissenschaftlichen Traditionen verschiedener Kulturen
2. Betrachtung von sprachwissenschaftlichen Traditionen verschiedener Kulturen aus der Außenperspektive

Bei dem ersten Forschungsfeld, der vergleichenden Betrachtung von Innenperspektiven, geht es darum, sprachwissenschaftliche Traditionen verschiedener Kulturen zueinander in Beziehung zu setzen; bei dem zweiten Forschungsfeld, der interkulturellen Betrachtung aus der Außenperspektive, werden alle Prozesse der gegenseitigen Wahrnehmung und Rezeption verschiedener sprachwissenschaftlicher Traditionen untersucht und ebenso auch die Möglichkeit einer bewussten Anwendung von Erkenntnissen und Methoden einer „fremden“ Form der Sprachwissenschaft im Bereich der „eigenen“ Form der Sprachwissenschaft.

In der folgenden Untersuchung soll ein klassisches Thema der allgemeinen Grammatik — die Klassifikation der Wortarten — unter diesen beiden Perspektiven betrachtet werden: Einerseits sollen die verschiedenen Innenperspektiven, unter denen das Thema der Wortartenklassifikation jeweils in der indischen und deutschen Sprachwissenschaft betrachtet wird, zueinander in Beziehung gesetzt werden; andererseits soll untersucht werden, in welcher Weise die Wortarten des Deutschen aus der Außenperspektive der indischen Sprachwissenschaft dargestellt werden können. Mit dieser letzten Zielsetzung kann die folgende Untersuchung nicht nur der interkulturellen Linguistik, sondern auch der interkulturellen Germanistik zugeordnet werden. Im nächsten Abschnitt soll ausgeführt werden, in welcher Weise diese Zuordnung zur interkulturellen Germanistik berechtigt ist und welche Konsequenzen sich aus dieser Zuordnung ergeben.

2 Interkulturelle Germanistik

Die interkulturelle Germanistik ist eine Forschungsrichtung, die in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts von Wierlacher und anderen begründet wurde [30]. Ihre

Hauptforderung ist es, die Wahrnehmung von Phänomenen der deutschen Kultur aus der Außenperspektive anderer, nichtdeutscher Kulturen als eine eigenständige Form der wissenschaftlichen Wahrnehmung anzuerkennen, die gleichberechtigt neben die Wahrnehmung von Phänomenen aus der Innenperspektive tritt, wie sie von der Germanistik in deutschsprachigen Ländern praktiziert wird. Bei diesem Leitziel der interkulturellen Germanistik besteht grundsätzlich keine Einschränkung hinsichtlich der „fremden“ Kulturen, die als Standorte germanistischer Forschung in Frage kommen sollen, da nach den Vorstellungen der interkulturellen Germanistik der „gesamte Umkreis und die Vielfalt der menschlichen Herkunftswelten“ als ein „Potential kultureller und literarischer Sinnerschließung“ anzusehen ist [28, S. 332].

Ausgehend von dem solchermaßen umschriebenen Programm der *allgemeinen* interkulturellen Germanistik lässt sich die besondere Aufgabe einer *sprachwissenschaftlich* orientierten interkulturellen Germanistik mit der Zielsetzung identifizieren, die deutsche Sprache aus der Sicht einer Vielzahl von anderen Kulturen bzw. der diesen Kulturen zugeordneten Sprachen darzustellen.

Das so bestimmte Programm einer sprachwissenschaftlich orientierten interkulturellen Germanistik wird in trivialer Weise erfüllt, wenn durch die Kontrastbildung mit anderen Sprachen nur Eigenschaften der deutschen Sprache hervorgehoben werden, die auch durch eine systeminterne Analyse des Deutschen erkannt werden können bzw. schon erkannt worden sind. Das Programm einer sprachwissenschaftlich orientierten interkulturellen Germanistik wird erst dann in nichttrivialer Weise realisiert, wenn dem Deutschen durch die Kontrastbildung mit anderen Sprachen strukturelle Eigenschaften zugeschrieben werden, die durch eine systeminterne Analyse des Deutschen nicht erkannt werden können oder noch nicht erkannt worden sind.

Da eine fremde Sprache immer auch schon in einer bestimmten grammatischen Beschreibung vorliegt, ist es jedoch nicht möglich, die fremde Sprache gleichsam „nackt“ mit dem Deutschen zu kontrastieren; es ist vielmehr notwendig, bei der Kontrastbildung den Einschlag der grammatischen Theorie zu berücksichtigen, in deren Begriffen die fremde Sprache dargestellt ist. Dabei kann sich die Konstellation ergeben, dass eine potentielle Kontrastsprache bereits in Begriffen der eigenen sprachwissenschaftlichen Tradition, also der Tradition der europäischen bzw. westlichen Sprachwissenschaft, beschrieben worden ist. Diese Konstellation liegt z.B. in der von Hammam [10] gegebenen vergleichenden Darstellung des Deutschen und Arabischen vor, bei der das Arabische in seiner Darstellung nach der Dependenz-Verb-Grammatik Engelscher Prägung mit dem Deutschen kontrastiert wird. Diese Art von Kontrastbildung hat, gemessen an den weitgefassten Zielsetzungen der interkulturellen Germanistik, jedoch eher eine geringe Aussagekraft. Um einen maximalen Kulturkontrast im Programm einer sprachwissenschaftlich orientierten interkulturellen Germanistik zu gewährleisten, ist zu fordern, dass die grammatische

Theorie, in deren Begriffen eine Kontrastsprache des Deutschen dargestellt wird, unabhängig ist von den Theorien, in deren Begriffen die deutsche Sprache traditionellerweise dargestellt wird.

Da die Theorien, in deren Begriffen die deutsche Sprache traditionellerweise dargestellt wird, allesamt Theorien der westlichen Sprachwissenschaft sind, ist die Existenz und Verfügbarkeit von nichtwestlichen Traditionen der Sprachwissenschaft, die sich unabhängig von der westlichen Sprachwissenschaft entwickelt haben, damit eine notwendige Voraussetzung für die volle Verwirklichung des Programms einer sprachwissenschaftlich orientierten interkulturellen Germanistik. Diese notwendige Voraussetzung schränkt die im Programm der interkulturellen Germanistik enthaltene Forderung, dass der „gesamte Umkreis und die Vielfalt der menschlichen Herkunftswelten“ als ein „Potential kultureller und literarischer Sinnerschließung“ anzusehen ist, nun erheblich ein. Es gibt zwar weltweit viele Sprachen, die als Kontrastsprachen für die Beschreibung des Deutschen herangezogen werden können; aber es gibt weltweit nur wenige von der westlichen Linguistik unabhängige Traditionen der Sprachwissenschaft, in deren Begriffen eine potentielle Kontrastsprache des Deutschen dargestellt werden könnte. Als eigenständige Traditionen der Sprachwissenschaft können neben der westlichen Linguistik europäischen Ursprungs nur die indische, die chinesische und die arabische Tradition der Sprachwissenschaft gelten.

Wenn nun gefordert wird, dass für die volle Realisierung des Programms einer sprachwissenschaftlich orientierten interkulturellen Germanistik die drei genannten Formen der nichtwestlichen Sprachwissenschaft eine Schlüsselrolle spielen sollen, dann erscheint eine solche Forderung einigermaßen utopisch, denn einerseits werden wohl nur die wenigsten Germanisten einen unmittelbaren Zugang zu diesen Formen der Sprachwissenschaft haben und andererseits werden die einheimischen Vertreter z.B. der indischen Sprachwissenschaft im Allgemeinen wohl kaum ein Interesse daran haben, ihre grammatischen Erkenntnisse und Verfahren auf das Deutsche anzuwenden. Auch wird erst demonstriert werden müssen, ob die genannten Formen der Sprachwissenschaft überhaupt reichhaltig und leistungsfähig genug sind, um als Konkurrenzformen der westlichen Sprachwissenschaft bei der Beschreibung einer modernen Sprache wie dem Deutschen eingesetzt werden zu können. Im Fall der chinesischen Sprachwissenschaft kann dieser Nachweis möglicherweise nicht erbracht werden; im Fall der beiden anderen Traditionen nichtwestlicher Sprachwissenschaft sind wir glücklicherweise in einer besseren Lage.¹ Für beide Traditionen lässt sich feststellen, dass sie über ein ausreichendes Potential verfügen und einen der westlichen Linguistik vergleichbaren Gegenstandsbereich abdecken, so dass es durchaus möglich wäre, Konzepte und Methoden dieser Traditionen der Sprachwissenschaft auf die Beschreibung des Deutschen anzuwenden.

¹Dies ist näher ausgeführt in [22, S. 69 f.].

Die Anwendung von Konzepten und Methoden dieser beiden Traditionen der Sprachwissenschaft auf das Deutsche ist schließlich auch deshalb keine Utopie, weil beide Traditionen bereits in der Vergangenheit, allerdings in unterschiedlichem Maße, eine Rolle als Lieferanten von Konzepten und Methoden für die Beschreibung des Deutschen gespielt haben. Unmittelbar und nachhaltig hat nur die indische Sprachwissenschaft auf die sprachwissenschaftliche Erforschung des Deutschen gewirkt. Der Einfluss der arabischen Grammatik war ungleich geringer; er hat sich im Wesentlichen auf den Import *eines* grammatischen Grundbegriffs beschränkt — der Konzeption der *Wurzel*, die die europäischen Grammatiker des 16. Jahrhunderts allerdings zunächst aus der hebräischen Grammatik entlehnten [12, S. 25]. Die hebräische Grammatik, aus der der Wurzelbegriff entlehnt wurde, ist jedoch keine ursprüngliche und eigenständige Tradition, da sie erst im 10. Jahrhundert unter dem maßgeblichen Einfluss der arabischen Grammatik begründet wurde, so dass letzten Endes der aus der hebräischen Grammatik entlehnte Wurzelbegriff auf die arabische Grammatik zurückgeht. Die Auswirkungen, die der Import des Wurzelbegriffs der arabischen Grammatik auf die deutsche Sprachwissenschaft in der Vergangenheit hatte, sind hier nicht thematisch;² ebensowenig soll hier die Möglichkeit einer erneuten und erweiterten Anwendung von Konzepten der arabischen Sprachwissenschaft auf das Deutsche betrachtet werden.³ Hier thematisch ist nur die Anwendung von Konzepten der indischen Grammatiktradition; es wird deshalb im nächsten Abschnitt ein kurzer Überblick über die Geschichte der bisherigen Rezeption dieser Grammatiktradition im Bereich der westlichen Sprachwissenschaft gegeben.

3 Rezeption der indischen Sprachwissenschaft

Der Einfluss, den die indische Sprachwissenschaft auf die sprachwissenschaftliche Erforschung des Deutschen und anderer indogermanischer Sprachen ausgeübt hatte, ist in der Geschichte der Sprachwissenschaft oft dargestellt worden. Er begann, als das Sanskrit in Europa zu Beginn des 19. Jahrhunderts bekannt wurde. Dieses Ereignis, das für die damalige Sprachwissenschaft der „Entdeckung eines neuen sprachlichen Weltteils“ gleichkam [4, S. IV], war von nachhaltiger Bedeutung nicht nur für die sprachwissenschaftliche Erforschung des Deutschen, sondern für die Entwicklung der modernen westlichen Sprachwissenschaft überhaupt. Die Bedeutung dieses Ereignisses bestand zunächst darin, dass mit dem Sanskrit die älteste der bis dahin bekannten indogermanischen Sprachen in das Blickfeld der europäischen Sprachwissenschaft rückte; damit war eine wesentliche Voraussetzung

²Dieses Thema ist behandelt worden in [22, S. 71 ff.].

³Für den Bereich der Wortlehre ist dies in der Dissertation von Lachachi [19] unternommen worden.

dafür gegeben, dass die Verwandtschaftsverhältnisse zwischen den Sprachen der indogermanischen Sprachfamilie erkannt werden konnten. Über die Erhellung der Verwandtschaftsverhältnisse in der indogermanischen Sprachfamilie hinaus bekam das Sanskrit zugleich eine Erklärungsfunktion für die mit ihm verwandten Sprachen, indem diese aus der Sicht der Sanskritgrammatik dargestellt wurden und damit besser verstanden wurden.

Es war jedoch nicht das hohe Alter des Sanskrit allein, das seine Erklärungsfunktion für die mit ihm verwandten Sprachen bedingte. Das Sanskrit hätte nicht allein aufgrund seines Alters als Modell zur Erklärung anderer Sprachen dienen können, wenn es nicht über eine Reihe von Struktureigenschaften verfügt hätte, die mit dem Begriff der Transparenz oder dem von Humboldt geprägten Begriff der „Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst“ [11, S. 481] umschrieben werden können. Das Sanskrit konnte eine Erklärungsfunktion für die mit ihm verwandten Sprachen übernehmen, weil es aufgrund seines transparenten Sprachbaus im Bereich der Wortbildung weitgehend aus sich selbst heraus erklärt werden konnte und zu seiner Erklärung selbst keiner anderen Sprache bedurfte. Dies ist von Thieme [27, S. 14] so festgestellt worden:

[...] in Sanskrit, and in Sanskrit only, synchronic description and historical analysis coincide almost completely. Neither is this the case in any other Indo-European language. Nowhere else the old sounds of Indo-European have been preserved, in all essential details, as conservatively as to leave the principles of wordformation recognizable without prehistoric reconstruction.

Die Wirkung, die das Bekanntwerden des Sanskrit auf die europäische Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hatte, war zugleich eine Wirkung der indischen einheimischen Grammatik [23, S. 220], da das Sanskrit den europäischen Gelehrten zuerst in seiner Darstellung durch die indische einheimische Grammatik bekannt wurde, die auf eben dieser Voraussetzung einer Erklärlichkeit der Sprache durch sich selbst aufgebaut war. Bei der Würdigung der Wirkung, die die indische Sprachwissenschaft auf die westliche Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts hatte, darf jedoch nicht übersehen werden, dass es nur ein kleiner Ausschnitt der indischen Sprachwissenschaft war, der im 19. Jahrhundert wirklich rezipiert wurde; es waren einige Grundbegriffe der phonologischen und morphologischen Analyse — die als *Ablaut* bekannt gewordene Unterscheidung verschiedener Vokalabstufungen in morphologischen Elementen (*Guṇa* und *Vṛddhi*), die Unterscheidung zwischen Wurzel und Affix, die Unterscheidung verschiedener Arten der nominalen Zusammensetzung —, die die europäischen Gelehrten von den indischen Grammatikern übernahmen und auf das Studium der anderen indogermanischen Sprachen übertugen. Die Rezeption der indischen Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert wurde zudem beeinträchtigt dadurch, dass führende Linguisten, unter denen vor allem Bopp und Whitney zu nennen sind, ihr gegenüber eine ablehnende Haltung einnah-

men.⁴ Dieses Verhältnis zwischen Bekanntheitsgrad und Wertschätzung einerseits und Wirkung andererseits scheint sich in der Rezeption der indischen Sprachwissenschaft im 20. Jahrhundert geradezu umgekehrt zu haben. Westlichen Linguisten steht heute eine Vielzahl an Informationen über die indische Sprachwissenschaften zur Verfügung; die grundlegenden Texte der indischen Sprachwissenschaft sind im Prinzip bekannt, d.h. ediert und auch zum größten Teil in europäische Sprachen übersetzt. Die indische Sprachwissenschaft genießt zudem höchste Wertschätzung von Seiten westlicher Linguisten. Dennoch hatte die bessere Bekanntheit und die größere Wertschätzung der indischen Sprachwissenschaft bisher nicht auch eine entsprechende Wirkung auf die neuere Linguistik zur Folge gehabt. Der Grund dafür ist darin zu sehen, dass sowohl von der Bekanntheit als auch von der Wertschätzung der indischen Sprachwissenschaft nur mit Vorbehalt gesprochen werden kann. Die *Bekanntheit* der indischen Sprachwissenschaft ist eingeschränkt dadurch, dass sie für die meisten Linguisten nur eine Bekanntheit vom Hörensagen ist, wie Kniffka [18, S. 352 ff.] anhand einer repräsentativen Auswahl von Einführungen in die Linguistik und linguistischen Handbüchern gezeigt hat. Die *Wertschätzung* der indischen Sprachwissenschaft ist eingeschränkt dadurch, dass sie vor allem eine Wertschätzung in Begriffen des eigenen Selbstverständnisses der westlichen Linguistik ist. Die indische Sprachwissenschaft wird wertgeschätzt in dem Maße, in dem sie den Vorstellungen heutiger Linguisten von dem, was Linguistik sei, entspricht. Es ist sehr aufschlussreich zu sehen, dass beide Hauptströmungen der Linguistik des 20. Jahrhunderts, die strukturelle Linguistik und die Theorie der generativen Grammatik, in dieser Weise als das Maß dienten, an dem die indische Sprachwissenschaft gemessen wurde, so dass man geradezu von einer Vereinnahmung der indischen Sprachwissenschaft durch die westliche Linguistik sprechen kann.⁵

Die Kritik an Art und Umfang der bisherigen Rezeption der indischen Sprachwissenschaft durch die westliche Linguistik lässt die Auffassung als berechtigt erscheinen, dass auch nach einer nunmehr fast zweihundertjährigen Rezeptionsgeschichte die indische Sprachwissenschaft immer noch hierzulande unzureichend bekannt und akzeptiert ist. Diese Auffassung ist in der Tat vertreten worden, nämlich von Kiparsky [17, S. 65], der unter Anspielung auf Bloomfields berühmte Charakterisierung der Grammatik Pāṇinis als „one of the greatest monuments of human intelligence“ sagte:

„One of the greatest monuments of human intelligence‘ (Bloomfield) is only beginning to claim its rightful position in linguistics. Many of the insights of Pāṇini’s grammar still remain to be recaptured, but those that are already understood constitute a major contribution.

⁴Dies ist näher ausgeführt in [22, S. 87 f.].

⁵Dies ist weiter ausgeführt in [22, S. 90 ff.].

Im Hinblick auf die Theorie der Wortarten, die in der pāṇineischen Grammatik vorliegt, lässt sich im Sinn der von Kiparsky vorgenommenen Einschätzung sagen: Die Theorie der Wortarten darf als ein an sich bereits bekannter Ausschnitt der pāṇineischen Grammatik gelten; sie stellt einen größeren Beitrag zur linguistischen Erkenntnisgewinnung dar, der jedoch erst in seiner Bedeutung und Relevanz für die aktuelle linguistische Forschung entdeckt werden muss.

4 Theorie der Wortarten

Ziel der folgenden Untersuchung ist es, die Wortartenlehre der indischen Grammatiktradition auf das Deutsche anzuwenden, auf eine Sprache also, deren Wortarten sonst nach den Konzepten und Verfahren der europäischen Grammatiktradition dargestellt werden. Bei diesem Vorhaben wird es zwangsläufig zu einem Vergleich der Wortartenlehre der indischen Grammatiktradition mit verschiedenen Wortartenlehren, die sich in der europäischen Grammatiktradition entwickelt haben, kommen. Es wird sich bei diesem Vergleich zeigen, dass die indische Theorie der Wortarten durchaus hinsichtlich ihrer Anwendung auf eine Sprache wie das Deutsche mit den europäischen Theorien konkurrieren kann; nicht nur dies — die Anwendung der indischen Theorie auf das Deutsche kann auch zu neuen Einsichten in das System der Wortarten des Deutschen führen.

Im folgenden Abschnitt 4.1 wird zunächst eine Darstellung der Theorie der Wortarten gegeben, die als repräsentativ für die indische Grammatiktradition gelten kann. Diese Darstellung ist bezogen auf die Grammatik, die Grundlage und Ausgangspunkt der indischen einheimischen Grammatiktradition ist, die Grammatik von Pāṇini, die im Sanskrit als *Aṣṭādhyāyī* bezeichnet wird.⁶ Wenn in Bezug auf diese Grammatik von einer Theorie der Wortarten gesprochen wird, so ist diese Redeweise eigentlich nicht ganz zutreffend, denn Pāṇini gibt in seiner Grammatik keine zusammenhängende Theorie der Wortarten, ebensowenig wie er eine zusammenhängende Theorie von anderen Teilgebieten der Grammatik gibt. Seine Grammatik besteht nur aus Regeln, die dazu dienen, die komplexen Wortformen und Wortbildungsstrukturen des Sanskrit zu erzeugen.⁷ Jede Darstellung einer grammatischen Theorie, die Pāṇini zugeschrieben werden soll, ist daher zunächst eine Konstruktion, die aus dem Verständnis einzelner Regeln und ihres Zusammenwirkens extrahiert worden ist. Dennoch wird unter Hinweis auf diesen Vorbehalt aus Gründen der Einfachheit auch im Folgenden von einer „Theorie“ der pāṇineischen Grammatik im Hinblick auf das zu behandelnde Thema gesprochen.

⁶Die Lebenszeit von Pāṇini ist nicht mit Sicherheit zu datieren; als wahrscheinliches Datum gilt das 5. Jahrhundert v. Chr.

⁷Insgesamt enthält die Grammatik ca. 4000 Regeln, die im Sanskrit als Sūtras bezeichnet werden.

4.1 Indische Grammatiktradition

Pāṇinis Wortdefinition Man kann die Wortarten einer Sprache als Spezifikationen des Begriffs des Wortes auffassen. Nach dieser Auffassung würde die Bestimmung der Wortarten einer Sprache eine Definition des Wortbegriffs voraussetzen.⁸ Man kann jedoch auch den umgekehrten Weg einschlagen: Man kann eine Definition des Wortbegriffs geben, indem man zuerst die Wortarten bestimmt, die unter diesen Begriff fallen. Pāṇini wählt diesen zweiten Weg: Er gibt in seiner Grammatik eine formale Wortdefinition, die auf einer Bestimmung der Wortarten des Sanskrit aufbaut. Seine Wortdefinition lautet in wörtlicher Übersetzung:

(1) Ein Wort ist das, was ein *sup* oder ein *tin* als Ende hat.⁹

sup und *tin* sind technische Ausdrücke von Pāṇinis Grammatik. Ein *sup* ist eine Endung, die an einen Nominalstamm (*prātipadikam*) tritt; ein *tin* ist eine Endung, die an die Wurzel eines Verbs (*dhātu*) tritt. Demnach kann ein *sup* als nominale Endung bezeichnet werden und ein *tin* als verbale Endung. Unter Verwendung dieser Begriffe kann Pāṇinis Wortdefinition so wiedergegeben werden:

(2) Ein Wort ist das, was eine nominale oder eine verbale Endung hat.

Mit dieser Wortdefinition sind zugleich die Definitionen der beiden Wortarten Nomen und Verb gegeben: Ein Nomen ist das, was eine nominale Endung hat; ein Verb ist das, was eine verbale Endung hat. Dementsprechend wird ein Verb *tinanta* = „das, was eine verbale Endung hat“ und ein Nomen *subanta* = „das, was eine nominale Endung hat“ genannt. Unter Zugrundelegung dieser Definitionen lässt sich Pāṇinis Wortdefinition schließlich in der Form wiedergeben:

(3) Ein Wort ist entweder ein Nomen (*subanta*) oder ein Verb (*tinanta*).

Nach Pāṇinis Wortdefinition kann es also grundsätzlich nur zwei Wortarten geben — *subantas* und *tinantas* oder Nomina und Verben. Alle Wörter müssen demnach entweder Nomina oder Verben sein.

Unveränderliche Wörter Dennoch gibt es im Sanskrit Wörter, die auf den ersten Blick weder als Nomina noch als Verben angesehen werden können, da sie keine nominale oder verbale Endung haben. Solche Wörter sind z.B. *ca* „und“, *vā* „oder“, *sam* „zusammen“. Diese Wörter werden im Sanskrit *avyaya* „unveränderlich“ genannt. Die Existenz der unveränderlichen Wörter ist jedoch keine Ausnahme zu Pāṇinis Wortdefinition. Auch diese Wörter sind Wörter im Sinn der Definition Pāṇinis; sie sind Wörter, bei denen ein ursprünglich vorhandes *sup* (eine nominale

⁸vgl. [3, S. 19].

⁹*suptinantaṃ padam* [15, 1.4.14]

Endung) gelöscht worden ist. Außerdem kann bei diesen Wörtern auch ein eventuell vorhandenes Femininsuffix (*āp*) gelöscht werden. Die Regel, in der Pāṇini die Löschung der nominalen Endungen und der Femininendungen vorschreibt, lautet:

- (4) Nach einem unveränderlichen Wort wird eine Femininendung (*āp*) und eine nominale Endung (*sup*) gelöscht.¹⁰

Die Rückführung der unveränderlichen Wörter auf Nomina ist allerdings bei Pāṇini nur eine theoretische Annahme; es wird nicht im Einzelnen gezeigt, in welcher Weise die unveränderlichen Wörter durch Löschung von Endungen aus Nomina hervorgehen.

Wenn man Pāṇinis Lösungsregel genau liest, dann stellt man fest, dass unveränderliche Wörter eigentlich nicht erst durch Löschung entstehen; vielmehr sind „unveränderliche“ Wörter schon vor der Löschung der Endungen als solche bestimmt, denn es heißt in dem soeben angeführten Sūtra, dass eine Femininendung und eine nominale Endungen „nach einem unveränderlichen Wort“ gelöscht werden.

Was ein „unveränderliches“ Wort an sich ist, wird von Pāṇini in mehreren Sūtras durch Aufzählung bestimmt. Die Löschung der Endungen ist also nur der formale Ausdruck einer bereits bestehenden Unveränderlichkeit von bestimmten Wörtern.

Die Unveränderlichkeit der unveränderlichen Wörter besteht nach Patañjali [16, 96.13–15] darin, dass diese Wörter sich nicht verändern in Bezug auf Eigenschaften, die an einem Substanzbegriff unterschieden werden können; diese Eigenschaften sind das Geschlecht (männlich, weiblich, sächlich) und die Zahl (Einzahl, Zweizahl, Mehrzahl). In Bezug auf diese Eigenschaften ändern sich einige Wörter, andere nicht; diejenigen, die sich nicht verändern sind die „Unveränderlichen“. Die unveränderlichen Wörter verändern sich auch nicht in Bezug auf eine weitere Kategorie, die neben der Zahl in den nominalen Endungen ausgedrückt wird, nämlich in Bezug auf die als *Vibhakti* bezeichnete Kategorie, die mit dem Begriff der *Kasusendung* wiedergegeben werden kann. Diese verschiedenen Merkmale der unveränderlichen Wörter werden in dem folgenden, von Patañjali zitierten Vers aufgezählt:

- (5) Was als gleich in den drei Geschlechtern, in allen Kasusendungen und in allen Zahlen sich nicht ändert, das ist ein „Unveränderliches“.¹¹

Adjektive Ein weiteres Merkmal der Theorie der Wortarten der pāṇineischen Grammatik besteht darin, dass Adjektive nicht als eigene Wortart neben den bereits genannten Wortarten ausgewiesen werden [14] [6, S. 222]; demzufolge wird auch nicht zwischen Adjektiven und Substantiven unterschieden. Die beiden Klassen, die aus unserer Sicht als Adjektive und als Substantive bezeichnet werden,

¹⁰ *avyayād āpsupaḥ* [15, 2.4.82]

¹¹ *sadṛśaṃ triṣu liṅgeṣu sarvāsu ca vibhaktiṣu | vacaneṣu ca sarveṣu yan na vyeti tad avyayam ||*

sind vom Standpunkt der pāṇineischen Grammatik in gleicher Weise als *subantas* (Nomina) zu bestimmen, da sie in gleicher Weise die nominalen Endungen (*sup*) annehmen. Das aus der Sicht der deutschen Grammatik naheliegende Kriterium, Adjektive formal durch die Eigenschaft der Komparierbarkeit zu definieren, kommt für die Sanskritgrammatik nicht in Frage, da die Komparierbarkeit im Sanskrit nicht auf Adjektive in unserem Sinn beschränkt ist, sondern auch auf Verben und Substantive ausgedehnt werden kann. So kann z.B. das Superlativsuffix *tama* im Sanskrit an Verbformen und Substantivstämme angehängt werden; ausgehend von der Verbform *pacati* „er kocht“ und *pācaka* „Koch“ ergeben sich auf diese Weise die folgenden Superlativformen [15, 5.3.55–56]:

- (6) *pacati-tamām* „er kocht am besten“
 (7) *pācaka-tama* „der beste Koch“

Auch wenn Pāṇini die Adjektive nicht als eigene Wortart aufgrund morphologischer Kriterien definiert, kommen in seinen Regeln doch Begriffe vor, die die Adjektive als semantische Kategorie bezeichnen, nämlich der Begriff *guṇavacanam*, der mit „Eigenschaftswort“ übersetzt werden kann,¹² und der Begriff *viśeṣaṇam* „das Bestimmende“.¹³ Diese beiden Begriffe werden gebraucht, aber nicht definiert; dementsprechend gibt es auch keine semantisch definierte Unterscheidung zwischen einem Adjektiv als dem „Bestimmendem“ (*viśeṣaṇam*) und einem Substantiv als dem „zu Bestimmendem“ (*viśeṣyam*).

4.2 Transfergrammatik

In diesem Abschnitt soll in allgemeiner Weise untersucht werden, unter welchen Bedingungen die soeben skizzierte Wortartenlehre der pāṇineischen Grammatik auf die deutsche Sprache übertragen werden kann, so dass sich daraus neue Einsichten für die Beschreibung des Deutschen gewinnen lassen. Da das Deutsche eine Sprache ist, die bereits in Begriffen ihrer eigenen Grammatiktradition dargestellt ist, ist dabei die Wortartenlehre der pāṇineischen Grammatik in Beziehung zu setzen zu der Lehre von den Wortarten in der deutschen Grammatik. Dazu werden im Folgenden zunächst die wesentlichen Entwicklungslinien der Lehre von den Wortarten in der frühen Geschichte der deutschen Grammatiktradition nach den Angaben der *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik* von Jellinek [12, 13] nachgezeichnet.

Die deutsche Grammatik folgte in ihren Anfängen der Wortartenlehre der griechisch-lateinischen Grammatiktradition. Die Grammatik, mit der diese Tradition begründet wurde, ist von Dionysius Thrax im 1. Jahrhundert v. Chr. verfasst worden. Dionysius Thrax unterscheidet acht Wortarten (Redeteile), nämlich: Nomen,

¹²Dieser Begriff kommt z.B. vor in Sūtra 5.3.58 der Grammatik Pāṇinis.

¹³Dieser Begriff kommt z.B. vor in Sūtra 2.1.57.

Verb, Partizip, Artikel, Pronomen, Präposition, Adverb, Konjunktion [1, S. 23]. Die auf der griechischen Grammatik aufbauende lateinische Grammatik nimmt ebenfalls wie die griechische acht Redeteile an mit dem Unterschied, dass die Interjektion, die die Griechen zum Adverb zählten, als eigene Wortart angesehen wird, dafür aber der Artikel nicht [13, S. 74 ff.]. Eine Mischform, die im 18. Jahrhundert in der deutschen Grammatik das Üblichste ist, ist ein System von neun Wortarten, bei dem Artikel und Interjektion jeweils als eigene Wortarten gelten.

Es gibt in der deutschen Grammatiktradition verschiedene Versuche, die traditionellen acht Wortarten zu abstrakteren Kategorien zusammenzufassen. Schon bei den lateinischen Grammatikern findet sich eine Zweiteilung (Dichotomie) der Wortarten, bei der zwischen flektierten und nicht flektierten Wörtern unterschieden wird. Die flektierten Wörter sind die Nomina, Verben, Partizipien, Pronomina und Artikel, die unflektierten Wörter sind die Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen.

Häufiger ist eine Dreiteilung (Trichotomie), die aus der Zweiteilung entsteht, indem die flektierten Wörter in kasusbestimmte Wörter (Nomina) und nicht kasusbestimmte Wörter (Verben) unterteilt werden und den unflektierten Wörter zur Seite gestellt werden [13, S. 74]. Die Dreiteilung ging nach Jellinek [13, S. 74] von „gewissen antiken Traditionen“ und auch von Lehren der semitischen, d.h. letztlich der arabischen Grammatik aus. Auch die arabische Nationalgrammatik unterscheidet die nämlichen drei Wortarten — Nomen, Verb und Partikel.

Durch die Dreiteilung wird an sich „an dem üblichen System der acht oder neun Redeteile nichts geändert“. Diese „werden einfach als Arten einer höheren Gattung betrachtet“ [13, S. 75]. Erst später (seit Olearius) weicht man in der deutschen Grammatiktradition von dem klassischen System der acht oder neun Redeteile ab. Eine der Abweichungen besteht darin, dass das Nomen in zwei Kategorien unterteilt wird — in Substantive und Adjektive. Nachdem Substantive und Adjektive einmal unterschieden sind, werden sie schließlich nicht mehr als Unterkategorien des Nomens, sondern als eigene Wortklassen verstanden, da sie „an sich himmelweit unterschieden sind, und keine nähere Verwandtschaft unter sich haben, als mit anderen Wörtern“.¹⁴ Indem Substantive und Adjektive die ererbte Kategorie des Nomens ersetzen, werden dann insgesamt 10 Grundwortarten unterschieden.

Die weitere Entwicklung der Wortartenlehre in der neueren Linguistik ist dadurch gekennzeichnet, dass sie sich immer mehr von der traditionellen Wortartenlehre der griechisch-lateinischen Grammatik entfernt. Anstelle der *einen* traditionellen Wortartenlehre gibt es nun eine Vielzahl von neuen Wortartenlehren, die sich erheblich hinsichtlich der Art der Bestimmung und der Anzahl der Wortarten unterscheiden. Die Vielzahl der vorliegenden Klassifikationsversuche hat jedoch auch einen Vorteil; sie hat zu einer intensiveren Auseinandersetzung unter Linguisten

¹⁴Weber nach [13, S. 76].

über die logischen und methodischen Voraussetzungen der Klassifikation geführt. Dabei wurden nun auch deutlich verschiedene Kriterien unterschieden, nach denen Wortarten definiert werden können, nämlich syntaktische, semantische und morphologische Kriterien.

In der Arbeit von Bergenholtz/Schaeder [3, S. 19–50] wird ein Überblick über ausgewählte Wortartensysteme in Arbeiten zur deutschen Sprache aus neuerer Zeit gegeben, bei dem die einzelnen Wortartensysteme nach den Kriterien, die jeweils bei der Definition der Wortarten benutzt worden sind, in Gruppen eingeteilt werden; es wird dabei unterschieden, ob semantische, syntaktische und morphologische Kriterien jeweils rein oder in Kombination miteinander benutzt worden sind. Die meisten der von Bergenholtz/Schaeder behandelten Wortartensysteme sind Systeme, die auf syntaktischen oder semantischen Kriterien beruhen, oder Systeme, bei denen syntaktische, semantische und morphologische Kriterien gemischt werden. Dagegen sind Klassifikationssysteme, die auf rein morphologischen Kriterien beruhen, selten; Bergenholtz/Schaeder führen nur zwei Autoren an, die versucht haben, die Wortarten des Deutschen rein morphologisch zu bestimmen, nämlich Sütterlin [26] und Bergenholtz [2]. Die rein morphologische Wortartenklassifikation von Sütterlin weist die größte Ähnlichkeit zu dem Wortartenmodell der indischen Grammatik auf; sie soll deshalb kurz dargestellt werden.

Sütterlin [26, S. 97 f.] unterscheidet auf der ersten Klassifikationsebene zwischen veränderlichen Wörtern und unveränderlichen Wörtern oder Partikeln. Die veränderlichen Wörter werden sodann eingeteilt in deklinierbare Wörter oder Nomina und konjugierbare Wörter oder Zeitwörter (Verben). Bei den deklinierbaren Wörtern wird wiederum unterschieden zwischen Substantiven, die auch die Pronomina einschließen, und Adjektiven. Auf diese Weise erhält man als Ergebnis einer mehrstufigen Klassifikation insgesamt vier Wortarten, nämlich Substantive, Adjektive, Verben und Partikel.

Sütterlin hat in seiner Arbeit neben der morphologischen Wortartenklassifikation auch ein rein syntaktisches und ein rein semantisches Klassifikationsmodell vorgestellt; von den insgesamt drei Modellen sieht er jedoch das morphologische Klassifikationsmodell als das beste an [3, S. 32]. Zu einer ähnlichen Bewertung gelangt Ulrich Engel [7, S. 20], indem er über die morphologische Klassifikation im Vergleich zu der syntaktischen („distributionellen“) und semantischen Klassifikation schreibt:

Die morphologische Definition der Wortklassen ist ohne Zweifel die zuverlässigste. Man kann danach die Wörter einfach nach ihrer geregelten Veränderlichkeit — ihrer Flektierbarkeit — klassifizieren. Auf diese Weise findet man konjugierbare Wörter (Verben), deklinierbare und komparierbare Wörter. [...] Was übrig bleibt, sind die unflektierbaren Wörter, häufig auch als „Partikeln“ bezeichnet: Präpositionen, Konjunktionen, Adverbien und eventuell andere.

Dennoch hat die morphologische Wortartenklassifikation nach Engel einen entscheidenden Nachteil, der darin besteht, dass die Restklasse der unflektierbaren Wörter nach morphologischen Kriterien nicht weiter unterteilt werden kann. Dies könnte an sich hingenommen werden, da es sich bei der Klasse der unflektierbaren Wörter um eine abgeschlossene Klasse von Wörtern handelt, deren Anzahl zudem überschaubar ist; sie liegt nach Engel [7, S. 20] „weit unter 1000“. Da jedoch die unflektierbaren Wörter zum großen Teil wichtige Funktionswörter sind, die „besondere Probleme bei der Spracherlernung, bei der Bedeutungskonstitution“ aufwerfen, kann sich die Grammatik mit dem Verzicht auf eine Unterklassifikation dieser Wortklasse nicht abfinden; dies gilt nach Engel bereits für die „alten Grammatiker“, die seiner Meinung nach durchaus sahen, „dass die morphologische Wortklassendefinition an den Partikeln scheitern muss“.

Wenn nun das Wortartenmodell der päñineischen Grammatik vor dem Hintergrund der soeben dargestellten Wortartenmodelle der deutschen Grammatiktradition betrachtet wird und überlegt wird, unter welchen Bedingungen das päñineische Wortartenmodell auf die deutsche Sprache übertragen werden kann, dann ergibt sich folgendes Bild.

Zunächst ist festzustellen, dass sich das indische Modell der Wortartenklassifikation im Vergleich zu den Modellen der deutschen Grammatiktradition durch zwei Merkmale charakterisieren lässt: Es ist ein Modell, dessen Klassifikationen auf rein morphologischen Kriterien beruhen, und es ist ein Modell, das sich in einer ersten Betrachtung als ein Modell der Dreiteilung (Trichotomie) darstellt, bei dem die Gesamtklasse der Wörter in Nomina, Verben und Partikel unterteilt wird.

Wie im Vorhergehenden dargelegt wurde, war die gleiche Dreiteilung der Wortarten auch in der älteren deutschen Grammatiktradition verbreitet — allerdings nicht als alleiniges Gliederungsprinzip, sondern als eine Überlagerung des aus der griechisch-lateinischen Grammatik ererbten Systems der acht oder neun Wortarten. Auch unter den Wortartenmodellen der neueren Sprachwissenschaft des Deutschen ließ sich ein System identifizieren, das wenigstens auf *einer* Klassifikationsebene die gleiche Dreiteilung kennt, nämlich die morphologische Wortartenklassifikation von Sütterlin.

Das trichotomische Wortartensystem der älteren deutschen Grammatik ist ebenso wie das Modell von Sütterlin jedoch nur in formaler Hinsicht dem Wortartensystem der päñineischen Grammatik gleich. In funktionaler Hinsicht unterscheidet sich das System Pāñinis von den beiden anderen Systemen, insofern die Nomina (*subantas*) und Verben (*tinantas*) einerseits und die unveränderlichen Wörter (*avyaya*) andererseits in der Grammatik Pāñinis nicht auf der gleichen Stufe stehen. Primäre Wortarten sind nur die Nomina und Verben; die unveränderlichen Wörter dagegen sind keine primären Wortarten, sondern werden auf Nomina zurückgeführt, indem sie als Wörter angesehen werden, bei denen eine ursprünglich vorhandene nominale Endung gelöscht worden ist. Das Wortartenmodell der indischen Grammatik-

tradition erweist sich so bei einer genaueren Betrachtung nicht als ein Modell der Dreiteilung, sondern als ein Modell der Zweiteilung, das nur zwei Grundwortarten, nämlich Nomina und Verben, kennt.

Der Transfer des Wortartenmodells der indischen Grammatik auf das Deutsche hat also nur dann einen besonderen Aufschlusswert für die Grammatik des Deutschen, wenn die funktionale Unterscheidung der Wörter in primäre Wörter, nämlich Nomina und Verben, und nicht primäre Wörter, nämlich Partikel, beachtet wird. Nomina sind Nomina im Deutschen wie im Sanskrit; ebenso sind Verben Verben; neue Erkenntnisse sind durch den Transfer des Wortartenmodells der indischen Grammatik also nur im Bereich der unveränderlichen Wörter zu erwarten. Im nächsten Abschnitt soll nun die Anwendbarkeit der indischen Wortartenlehre in diesem Bereich näher untersucht werden.

5 Unveränderliche Wörter

5.1 Indische Grammatiktradition

Was im Sanskrit als ein unveränderliches Wort (*avyayam*) anzusehen ist, wird von Pāṇini in mehreren Sūtras durch Aufzählung definiert. Das erste dieser Sūtras lautet:

- (8) Die Elemente der Liste, die mit *svar* beginnt, (*svarādi*) und die *Nipātas* sind *avyayam* — „unveränderlich“.¹⁵

Im Folgenden werden zunächst die beiden in dieser Definition vorkommenden Begriffe — *Svarādi* und *Nipāta* — erklärt.

Svarādi Die als *Svarādi* bezeichnete Liste ist verzeichnet in einem Anhang zur Grammatik Pāṇinis, dem *Gaṇapāṭha*, der verschiedene Wortlisten enthält, auf die in den Regeln der Grammatik zur Abkürzung der Regelformulierung zugegriffen werden kann. Diese Listen werden allgemein durch Nennung des ersten Elements der Liste identifiziert, also durch *svar* in dem vorliegenden Fall. Zu den Elementen der „Liste, die mit *svar* beginnt,“ gehören sowohl Wörter, die Substanzen bezeichnen, als auch Wörter, die keine Substanzen bezeichnen [16, 1.94.1–2]. Die Wörter, die Substanzen bezeichnen, sind „erstarrte“ Nomina, d.h. Nomina, die ohne Kasusendung vorkommen. Zu diesen gehören Wörter wie *svar* „Sonne“, *bhūr* „Erde“, *bhūvar* „Atmosphäre“, die in rituellen Kontexten als die „großen Anrufungen“ gebraucht werden. Neben den Wörtern, die ohne Kasusendung vorkommen, finden sich in der Liste auch Wörter, die mit *einer*, aber auch nur mit *einer* Kasusendung

¹⁵ *svarādīnipātam avyayam* [15, 1.1.37]

verbunden sind; dies sind Wörter wie *rātrau* „in der Nacht“, *divā* „am Tag“. Diese Wörter sind aus ihren ursprünglichen Paradigmen, in denen sie frei mit anderen Kasusendungen verbunden werden können, herausgelöst und werden nunmehr in rein adverbialer Funktion gebraucht. Indem diese Wörter nur noch adverbial verstanden werden, verlieren sie den ihnen ursprünglich zukommenden Bezug auf eine Substanz. Die Lösung vom Begriff der Substanz ist vollkommen vollzogen bei einer dritten Klasse von Wörtern der Liste *Svarādi*, Wörtern wie *hyas* „gestern“, *śvas* „morgen“, *punar* „wieder“. Diese Wörter können weder auf ein erstarrtes Nomen, d.h. ein Nomen ohne Kasusendung, zurückgeführt werden, noch kann an ihnen vom synchronen Standpunkt eine Kasusendung erkannt werden.

Nipātas Die verschiedenen Klassen der *Nipātas* werden im vierten Abschnitt des ersten Kapitels von Pāṇinis Grammatik eingeführt; sie werden folgendermaßen benannt:

1. *cādayaḥ* — „ca und die anderen“
2. *prādayaḥ* — „pra und die anderen“
3. *upasargāḥ* — Präverbien
4. *gatiḥ* — Verbzusatz
5. *karmapravacanīyāḥ* — Präpositionen

Das Wesen dieser verschiedenen Klassen der *Nipātas* und ihre wechselseitigen Beziehungen werden im Folgenden näher erläutert.

cādayaḥ Die Liste *cādayaḥ* enthält Wörter, die in unserem Sinn Konjunktionen und Adverbien sind, z.B. *ca* „und“, *vā* „oder“, *eva* „nur“, *evam* „so“.

prādayaḥ Die Liste *prādayaḥ* enthält 22 Wörter; darunter sind Wörter wie *pra* „hin, vor“, *apa* „weg“, *ā* „her“, *anu* „nach“. Nach der Grammatik Pāṇinis können diese Wörter auch als *Upasargas* (s.u.) klassifiziert werden und damit als Präverbien in unserem Sinn aufgefasst werden. Die Klassifikation dieser Wörter als *Upasargas* ist jedoch nur dann möglich, wenn sie in Verbindung mit einer verbalen Handlung gebraucht werden. Wenn diese Bedingung nicht erfüllt ist, dann sind die Elemente der Liste *prādayaḥ* keine *Upasargas*; dies soll im Folgenden erläutert werden.

Upasargas *Upasargas* sind Wörter der Liste *prādayaḥ*, die in Verbindung mit einer verbalen Handlung gebraucht werden; dies besagt die folgende Definition Pāṇinis [15, 1.4.59]:

(9) Sie sind *Upasarga* in Verbindung mit einer verbalen Handlung.¹⁶

Das Wort *Upasarga* bedeutet wörtlich „Zusatz“; dementsprechend lässt sich sagen, dass ein *Upasarga* ein Wort ist, das einem Verb hinzugefügt wird. Danach könnten die *Upasargas* als Entsprechungen zu dem Begriff des *Verbzusatzes* in der deutschen Grammatik aufgefasst werden. Da der Begriff *Verbzusatz* im Folgenden jedoch als Wiedergabe des weiteren Begriffs *Gati* (s.u.) benutzt wird, werden die *Upasargas* hier als *Präverbien* bezeichnet. Beispiele für *Upasargas* sind:

(10) *gacchati* — „er geht“

(11) *ā-gacchati* — „er kommt her“

(12) *pra-gacchati* — „er geht hin(weg)“

Die Funktion der *Upasarga* ist es, die im Verb ausgedrückte Handlung zu differenzieren. Dies stellt ein *Vārttika* von Kātyāyana [16, 256.3] so fest:¹⁷

(13) Das Präverb (*Upasarga*) ist ein unterscheidendes Merkmal der Handlung.¹⁸

Nach der oben (9) angeführten Regel von Pāṇini sind die Wörter der Liste *prādayaḥ* nur dann *Upasargas*, wenn sie in Verbindung mit einer verbalen Handlung gebraucht werden. Indem diese Bedingung festgestellt wird, wird zum Ausdruck gebracht, dass die Wörter der Liste *prādayaḥ* auch anders gebraucht werden können. Ein Beispiel für diesen Gebrauch ist:

(14) *pra-nāyako deśaḥ*

weg-Führer Land

„Ein Land, dessen Führer weggegangen ist; ein führerloses Land“

In diesem Ausdruck kann das Wort *pra* nicht als *Upasarga* zu dem Verb *nī*, von dem das Wort *nāyakaḥ* abgeleitet ist, aufgefasst werden, da es syntaktisch nicht unmittelbar mit diesem Verb konstruiert werden kann; statt dessen wird angenommen, dass das Wort *pra* in diesem Ausdruck *Upasarga* zu einem anderen Verb ist, nämlich zu dem Verb *gam* „gehen“, das gelöscht worden ist. Dementsprechend wird der Ausdruck *pranāyako deśaḥ* aus dem folgenden Satz abgeleitet [25, S. 276]:

¹⁶*upasargāḥ kriyāyoge* [15, 1.4.59]

¹⁷Die *Vārttikas* von Kātyāyana sind Erläuterungen zu Regeln von Pāṇinis Grammatik, die im *Mahābhāṣya*, dem „großen Kommentar“, von Patañjali überliefert sind.

¹⁸*kriyāviśeṣaka upasargaḥ*

- (15) *pra-gato nāyako smād deśāt*
weg-gegangen der-Führer von-diesem Land

Gatiḥ Die *Upasargas* sind selbst wieder Teil einer größeren Klasse, die mit dem Begriff *Gati* bezeichnet wird. Dieser Begriff kann mit dem deutschen Begriff *Verbzusatz* wiedergegeben werden. Die Klasse der *Verbzusätze* enthält nicht nur *Upasargas*, sondern auch andere Wörter, die keine *Upasargas* sind, z.B. das Wort *madhye* „in der Mitte“, das zusammen mit dem Verb *kr̥* „machen“ vorkommen kann, wie in dem folgenden Beispiel [15, 1.4.76]:

- (16) *madhye-kr̥-tvā* — in die Mitte gesetzt habend“

Karmapravacanīyaḥ Pāṇini zählt in dem Abschnitt seiner Grammatik [15, 1.4.83–98], in dem die *Karmapravacanīyas* bestimmt werden, 11 verschiedene Wörter als *Karmapravacanīyas* auf. Alle dort aufgezählten *Karmapravacanīyas* sind auch in der Liste *prādayaḥ* enthalten, aber nicht alle Elemente dieser Liste sind auch *Karmapravacanīyas*. Mit dem Begriff *Karmapravacanīyaḥ* wird damit eine weitere Funktion bezeichnet, in der Wörter der Liste *prādayaḥ* auftreten können.

Das Standardbeispiel, das für die *Karmapravacanīyas* gegeben wird, ist *anu* „folgend, nach“ in dem Satz:

- (17) *śākalyasya saṃhitām anu prāvarṣat*
des-Śākalya die-Saṃhitā folgend es-regnete
„Es regnete nach der (Rezitation der) *Saṃhitā* des *Śākalya*.“

Die *Karmapravacanīyas* entsprechen den Präpositionen oder Postpositionen des Deutschen. Sie werden zusammen mit einem Nomen gebraucht, wobei das Nomen, eine besondere Kasusendung, meistens die Endungen des Akkusativ, erhält [15, 2.3.8–11].

Der Begriff *Karmapravacanīyaḥ* ist zusammengesetzt aus *karma* „Handlung“ und *pravacanīya*; das letztere Wort bezeichnet nach einer Regel von Pāṇinis Grammatik [15, 3.4.68] den Agens der Handlung des Vortragens, Lehrens etc., also den „der vorträgt/lehrt/zum Ausdruck bringt“. Der zusammengesetzte Begriff *karmapravacanīyaḥ* bedeutet demnach „das, was die Handlung ausdrückt“; dabei ist festzuhalten, dass in dieser Bedeutungserklärung das zugrundeliegende Verb auf die Gegenwart bezogen ist.

Patañjali [16, 346.16–18] gibt eine davon abweichende Erklärung der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes, indem er das zugrundeliegende Verb nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit bezieht. *Karmapravacanīyas* sind nach Patañjalis Erklärung nicht Wörter, die eine Handlung *bezeichnen*, sondern „Wörter, die eine Handlung *bezeichnen haben*“. Damit werden die *Karmapravacanīyas* von

den *Upasargas* unterschieden. *Upasargas* bezeichnen wie das Verb, mit dem sie zusammen gebraucht werden, eine Handlung, indem sie dazu dienen, der durch das Verb bezeichneten Handlung eine besondere zusätzliche Bedeutung zu geben. Von den *Karmapravacanīyas* dagegen wird gesagt, dass sie „eine Handlung bezeichnet haben“. Indem gesagt wird, dass sie „eine Handlung bezeichnet haben“, wird zum Ausdruck gebracht, dass sie keine Handlung mehr bezeichnen. Sie bezeichnen keine Handlung mehr, insofern sie anders als die *Upasargas* nicht zusammen mit dem Verb gebraucht werden. Da sie aber in der Vergangenheit eine Handlung bezeichnet haben, kann man davon ausgehen, dass sie ursprünglich *Upasargas* waren — also Wörter, die eine Handlung bezeichnet haben. Demnach ist anzunehmen, dass sich die *Karmapravacanīyas* aus den *Upasargas* entwickelt haben. Da es sich aber bei den *Karmapravacanīyas* und *Upasargas* nicht um verschiedene Wörter handelt, sondern nur um verschiedene Funktionen der gleichen Wörter, nämlich der in der Liste *prādayaḥ* enthaltenen Wörter, ist es genauer zu sagen: Die *Karmapravacanīya*-Funktion der in der Liste *prādayaḥ* enthaltenen Wörter hat sich aus der *Upasarga*-Funktion dieser Wörter entwickelt.

5.2 Transfergrammatik

Von den acht bzw. neun traditionellen Wortarten der deutschen Grammatik sind die Adverbien, Präpositionen, Konjunktionen und Interjektionen unveränderliche Wörter (*Avyayas*) im Sinn der Sanskritgrammatik. Die Präpositionen entsprechen den zuletzt behandelten *Karmapravacanīyas*; Konjunktionen und Adverbien sind enthalten in der Klasse der Wörter, die mit der Liste *cādayaḥ* gegeben ist. Adverbien sind auch enthalten in der Klasse, die durch die Liste *svarādi* gegeben ist.

Von den Begriffen, mit denen in der Sanskritgrammatik die Klasse der Partikel unterteilt wird, haben zwei Begriffe, nämlich die Begriffe *Upasarga* und *Gati*, keine Entsprechung im traditionellen System der acht bzw. neun Wortarten der deutschen Grammatik; doch finden sich in der neueren linguistischen Terminologie äquivalente Begriffe: Der Begriff *Verbzusatz* kann als Entsprechung des Begriffs *Gati* dienen und der Begriff *Präverb* als Entsprechung des Begriffs *Upasarga*. Als *Verbzusatz* wird der trennbare Teil unfest zusammengesetzter Verben verstanden [5, S. 831]; solche Verben sind z.B. *zuschauen*, *radfahren*, *hochstapeln*. Wie die Beispiele zeigen, umfassen die Verbzusätze sowohl Präverbien (*zu*) als auch Nomina (*Rad*, *hoch*).

Das Verhältnis zwischen *Präverbien* und *Verbzusätzen* der deutschen Grammatik ist das gleiche wie das Verhältnis zwischen ihren Entsprechungen — den *Upasargas* und *Gatis* — in der Sanskritgrammatik: Die *Präverbien* sind eine Unterklasse der *Verbzusätze*, so wie die *Upasargas* eine Unterklasse der *Gatis* sind. Auch zwischen den *Upasargas* und den *Karmapravacanīyas* einerseits und den *Präverbien* und *Präpositionen* andererseits liegen entsprechende Verhältnisse vor: *Upasargas* können mit gewissen Einschränkungen als *Karmapravacanīyas* gebraucht werden,

so wie *Präverbien* mit gewissen Einschränkungen als *Präpositionen* gebraucht werden können. Die Einschränkungen bestehen in der Sanskritgrammatik darin, dass nicht alle *Upasargas* auch als *Karmapracāsanīyas* gebraucht werden, wie oben festgestellt wurde; in der deutschen Grammatik bestehen die Einschränkungen darin, dass zwei Präverbien, nämlich *ab* und *ein*, nicht präpositional gebraucht werden können, sondern in dieser Funktion durch die Präpositionen *von* bzw. *in* ersetzt werden müssen [29, S. 632] [29, S. 659].

Allerdings sind bei der Bestimmung dieser Proportion zwischen den entsprechenden Wortklassen des Deutschen und des Sanskrit die Verhältnisse des Deutschen bereits aus der Sicht der Sanskritgrammatik dargestellt worden. Aus der Sicht der traditionellen deutschen Grammatik, die aus der antiken Grammatik die Wortart der Präposition ererbt hat, stellt sich das Verhältnis zwischen *Präverbien* und *Präpositionen* dagegen so dar, dass die *Präpositionen* gegenüber den *Präverbien* als ursprüngliche Wortart gelten, so dass nicht *Präverbien* als *Präpositionen*, sondern umgekehrt *Präpositionen* als *Präverbien* gebraucht werden. Dieser Auffassung folgt z.B. Weinrich [29, S. 44], der schreibt:

Die meisten einfachen Präpositionen der deutschen Sprache eignen sich besonders gut für die Aufgabe, Nachverben einer Lexikalklammer zu sein.¹⁹

Nun scheint es auf den ersten Blick, als ob diesem Unterschied in der Bestimmung des Verhältnisses zwischen *Präverbien* und *Präpositionen* keine allzu große Bedeutung zuzumessen sei. Dieser Ansicht soll im Folgenden widersprochen werden. Es soll gezeigt werden, dass sich auf der Grundlage von Auffassungen der pāṇineischen Grammatik hinsichtlich der Natur des Verhältnisses von *Präverbien* und *Präpositionen* im Bereich der Grammatik des Deutschen durchaus neue Erkenntnisse ergeben können, die sich nicht nur auf das Verständnis der betroffenen Wortarten auswirken, sondern auch Fragen der allgemeinen Syntax berühren.

6 Präpositionen und Präverbien

Die aus der pāṇineischen Grammatik hergeleitete Auffassung, dass Präpositionen aus Präverbien abgeleitet werden, steht im Gegensatz zu der traditionellen Wortartenlehre der deutschen Grammatik; sie steht jedoch nicht in gleicher Weise im Gegensatz zu einer anderen Variante der Grammatik des Deutschen, nämlich zu der historischen Sprachwissenschaft. Während in der traditionellen Grammatik des Deutschen die Präverbien gewöhnlich auf Präpositionen zurückgeführt werden, werden in der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen Präverbien und Präposi-

¹⁹In der Terminologie von Weinrich werden die Präverbien als „Nachverben“ bezeichnet und die Verbindung von Präverb und finitem Verb als „Lexikalklammer“.

tionen auf eine gemeinsame Wurzel zurückgeführt, nämlich auf Adverbien. So heißt es in der deutschen Grammatik von Paul [20, S. 283]:

Die ältesten Präpositionen gehen zurück auf Ortsadverbia, die ursprünglich nur bei Verben standen. Trat ein Kasus daneben, so war dieser vom Verbum abhängig. Von hier aus war eine doppelte Entwicklung möglich: 1. Das Adverb bildete mit dem Verbum feste und unfeste Verbalzusammensetzungen; 2. Das Adverb verband sich als Präposition mit dem Kasus.

Die Adverbien können aus der Sicht der historischen Sprachwissenschaft also eine zweifache Entwicklung annehmen: Sie können sich entweder näher mit dem Verb verbinden oder mit einem vom Verb abhängigen Nomen. Im ersten Fall entwickelt sich das Adverb zu einem Präverb, im zweiten Fall zu einer Präposition. Außerdem tritt im zweiten Fall das zur Präposition mutierte Adverb in eine engere Verbindung mit dem Kasus des Substantivs, der ursprünglich jedoch nichts mit dem Adverb zu tun hatte, sondern allein „vom Verbum abhängig“ war.

Die aus der pāṇineischen Grammatik hergeleitete Auffassung über die Natur des Verhältnisses zwischen Präverbien und Präpositionen weist eine größere Verwandtschaft zu Auffassungen der historischen Sprachwissenschaft auf als zu Auffassungen der traditionellen Grammatik des Deutschen. Die größere Verwandtschaft zwischen der Sichtweise der historischen Sprachwissenschaft und der aus der pāṇineischen Grammatik hergeleiteten Auffassung besteht darin, dass in beiden Fällen die Präpositionen nicht als ursprüngliche Wortart gelten. Ein Unterschied ist jedoch darin zu sehen, dass in der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen die Präpositionen und die Präverbien zusammen auf eine gemeinsame Wurzel, nämlich die Ortsadverbien, zurückgeführt werden, während nach der pāṇineischen Grammatik die Präpositionen bzw. die diesen entsprechenden *Karmapravacanīyas* zunächst nur auf Präverbien zurückgeführt werden können. In welcher Weise Präverbien ihrerseits auf Adverbien zurückgeführt werden können, wird in der pāṇineischen Grammatik nicht gezeigt; doch wird diese Rückführung auch nicht ausgeschlossen. Grundsätzlich gilt nach den allgemeinen Annahmen der pāṇineischen Grammatik, dass auch die Präverbien, indem sie als unveränderliche Wörter bestimmt sind, aus Nomina durch Löschung einer Kasusendung abgeleitet werden können. Da Kasusendungen im Sanskrit auch adverbielle Funktionen (des Orts, Mittels etc.) ausdrücken können, spricht also nichts dagegen, dass man nach der pāṇineischen Grammatik in letzter Instanz Präverbien auch auf Adverbien, d.h. auf ursprüngliche Nomina in adverbieller Funktion, zurückführen kann.

Im Folgenden soll nun eine grammatische Beschreibung von Teilbereichen des Deutschen skizziert werden, bei der von einer Rückführung von Präpositionen auf Präverbien ausgegangen wird. Obwohl diese Voraussetzung eher mit den Prämissen der historischen Sprachwissenschaft als mit denen der deskriptiven Grammatik des Deutschen übereinstimmt, ist diese Beschreibung nicht als eine Beschrei-

bung vom diachronen Standpunkt, sondern als eine Beschreibung vom synchronen Standpunkt zu verstehen, so wie auch Pāṇinis Grammatik des Sanskrit selbst nicht sprachgeschichtlich, sondern deskriptiv orientiert ist.

6.1 Präpositionen aus Präverbien

Wenn versucht wird, in der Grammatik des heutigen Deutsch Präpositionen aus Präverbien abzuleiten anstatt umgekehrt Präverbien aus Präpositionen, dann ist diese Umkehrung der Ableitungsrichtung der syntaktischen Struktur des Deutschen grundsätzlich nicht fremd, denn es lassen sich eine Reihe von Beispielen finden, bei denen diese Ableitungsrichtung ohne Weiteres möglich ist. Anhand des folgenden Beispiels soll zunächst die allgemeine Struktur der Ableitung einer präpositionalen Konstruktion aus einer Präverbkonstruktion dargestellt werden:

- (18) a. *Er fasste das Glas an*
 b. *Er fasste án das Glas*
 c. *Er fasste an das Glas*

Die drei Stufen dieser Ableitung werden im Einzelnen kommentiert:

1. Satz (18-a) enthält eine Präverbkonstruktion, bei der sich das Präverb in seiner Normalstellung am Ende des Satzes befindet.
2. In (18-b) wird das Präverb aus seiner Normalstellung verschoben; es tritt dabei vor das Substantiv, das als Objekt vom Verb des Satzes abhängig ist. Das verschobene Präverb ist auch nach seiner Verschiebung immer noch ein Präverb, d.h. es ist betont und von dem folgenden Substantiv durch eine syntaktische Grenze getrennt. Durch die Verschiebung ist das Präverb jedoch besonders hervorgehoben.²⁰ (18-b) enthält also die gleiche Präverbkonstruktion wie (18-a); nur die Wortstellung und die Emphase hat sich gegenüber (18-a) verändert.
3. Satz (18-c) ist mit Satz (18-b) in Bezug auf die Wortstellung identisch; verschieden sind jedoch die suprasegmentalen Eigenschaften des Satzes: Das Präverb ist nicht mehr betont und nicht mehr von dem folgenden Substantiv durch eine syntaktische Grenze getrennt. Damit ist aus dem Präverb eine Präposition geworden.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Sätze (18-a) und (18-b) verschiedene Varianten der gleichen syntaktischen Struktur sind; in den Sätzen (18-b) und (18-c)

²⁰Ein klassisches Beispiel für diese Hervorhebung ist der Anfangssatz des Gedichtes *Der römische Brunnen* von C.F. Meyer: „Aufsteigt der Strahl“.

liegen dagegen umgekehrt verschiedene syntaktische Strukturen vor, die abgesehen von suprasegmentalen Eigenschaften (Betonung, Pause, rhythmische Struktur) die gleiche äußere Gestalt haben.

Nach der Analyse dieses Beispiels sollen nun einige weitere Beispiele für die Ableitung von Präpositionen aus Präverbien besprochen werden. Diese Ableitungen folgen grundsätzlich dem gleichen Muster; d.h. es werden wie in dem oben gegebenen Beispiel (18) drei Stufen der Ableitung unterschieden: Die erste Stufe enthält einen Satz mit einer Präverbkonstruktion, die zweite Stufe den Satz mit dem verschobenen Präverb und die dritte Stufe den Satz mit dem zu einer Präposition mutierten Präverb. Die Sätze der ersten Stufe sind jeweils Texten der deutschen Literatur entnommen; die Sätze der letzten Stufe entsprechen dem gewöhnlichen Sprachgebrauch; die Sätze der mittleren Stufe schließlich sind einigermaßen ungewöhnlich, aber nicht ungrammatisch. Sie werden eingeführt als Konstrukte der grammatischen Beschreibung, deren Funktion darin besteht, die Sätze der ersten und der letzten Stufe in ein syntaktisches Kontinuum zu bringen. Indem ein syntaktisches Kontinuum zwischen diesen Sätzen hergestellt werden kann, sind keine „syntaktischen Sprünge“ notwendig, um von einem Satz zum anderen zu gelangen; vielmehr gelangt man von einem Satz zum jeweils nächsten durch einfache syntaktische Umdeutungen. Zwar werden sich bei den folgenden Ableitungsbeispielen einige Besonderheiten ergeben, die kommentiert werden sollen; durch diese Besonderheiten wird das syntaktische Kontinuum jedoch nicht grundsätzlich unterbrochen.

Präposition *in* und Präverb *inne* Der folgende Satz ist dem Gedicht *Stufen* von Hermann Hesse entnommen:

(19) *Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne*

In diesem Satz kommt das zusammengesetzte Verb *innewohnen* vor, von dem ein Substantiv im Dativ abhängt, dem das „Innewohnen“ gilt. Aus diesem Satz lässt sich über die folgenden Schritte ein äquivalenter Satz mit einer präpositionalen Konstruktion ableiten (der Originalsatz ist dabei leicht verändert worden):

- (20) a. *Ein Zauber wohnt jedem Anfang inne*
 b. *Ein Zauber wohnt inne jedem Anfang*
 c. *Ein Zauber wohnt in jedem Anfang*

Beim Übergang von (20-b) zu (20-c) muss das Präverb *inne* ersetzt werden durch die eigentliche Form der Präposition *in*. Diese Ersetzung bzw. der durch diese Ersetzung vorausgesetzte Gebrauch des Präverbs *inne* ist allerdings nur in wenigen Fällen möglich.

Präposition und Präverb *vor* Zur Beschreibung des allgemein bekannten meteorologischen Sachverhalts, dass der Blitz vor dem Donner kommt, lässt Goethe den Erzengel Michael im „Prolog im Himmel“ im *Faust* Folgendes sagen:

(21) *Schon flammt ein blitzendes Verheeren dem Pfade vor des Donnerschlags*

Das Wort *vor* kann in diesem Satz nicht als Postposition zu *dem Pfade* verstanden werden; der Ausdruck *dem Pfade vor* wäre als Adverbialbestimmung in dieser Bedeutung ungrammatisch. Man muss vielmehr davon ausgehen, dass in dem Satz ein zusammengesetztes Verb *vorflammen* vorkommt. Aus Satz (21) kann dann wie bei den obigen Beispielen ein Satz mit der Präpositionalkonstruktion abgeleitet werden:

(22) *Schon flammt ein blitzendes Verheeren vor dem Pfade des Donnerschlags*

Präposition *von* und Präverb *ab* Die Präposition *von* entspricht dem Präverb *ab*. Zunächst wird die Äquivalenz der beiden Wörter an dem folgenden Textausschnitt aus dem *Steppenwolf* von Hermann Hesse gezeigt:

(23) *Es kam ein Straßenhändler mit gebratenen Kastanien, und ich kaufte ihm eine Handvoll ab. Es kam eine alte Frau mit Blumen, ich kaufte ein paar Nelken von ihr und schenkte sie der Wirtin.*

In diesem Text sind strukturell äquivalent die beiden Sätze:

(24) a. *Ich kaufte dem Straßenhändler gebratene Kastanien ab*
 b. *Ich kaufte ein paar Nelken von der alten Frau*

Aus Satz (24-a) wird die Satz (24-b) entsprechende syntaktische Struktur folgendermaßen abgeleitet:

(25) a. *Ich kaufte dem Straßenhändler gebratene Kastanien ab*
 b. *Ich kaufte ab dem Straßenhändler gebratene Kastanien*
 c. *Ich kaufte von dem Straßenhändler gebratene Kastanien*

Beim Übergang von (25-b) zu (25-c) muss das Präverb *ab* ersetzt werden durch die äquivalente Präposition *von*. — Sowohl das Präverb *ab* als auch die Präposition *von* können zusammen vorkommen wie in dem Gedicht *Herbstbild* von Hebbel:

(26) *Und dennoch fallen raschelnd, fern und nah,
 Die schönsten Früchte ab von jedem Baum*

Die präpositionale Konstruktion mit *von* kann in diesem Fall auch ohne das Präverb *ab* vorkommen (*Die Früchte fallen von jedem Baum*); aber anders als bei

dem Beispiel von Hesse ist in (26) der reine Dativ bei der Konstruktion mit dem Präverb *ab* nicht möglich:

- (27) a. *Ich kaufte dem Straßenhändler gebratene Kastanien ab*
 b. **Die Früchte fallen jedem Baum ab*

Dies erklärt sich daraus, dass der Dativ im Allgemeinen nur einen persönlichen Nutznießer bezeichnet; man vergleiche dazu das Verhältnis zwischen den beiden Sätzen:

- (28) a. *Der Regen tropfte dem Wanderer auf den Hut*
 b. **Der Regen tropfte den Häusern auf die Dächer*

Präposition zu und Präverb hinzu Der folgende Vers ist Rilkes Gedichtzyklus *Die Sonette an Orpheus* entnommen:

- (29) *Zu dem gebrauchten sowohl, wie zum dumpfen und stummen
 Vorrat der vollen Natur, den unendlichen Summen,
 zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl.*

Der erste Halbsatz dieses Verses lässt sich folgendermaßen ableiten:

- (30) a. *Zähle dich dem Vorrat der vollen Natur hinzu*
 b. *Zähle dich hinzu dem Vorrat der vollen Natur*
 c. *Zähle dich zu dem Vorrat der vollen Natur*
 d. *Zähle dich zu dem Vorrat der vollen Natur hinzu*

Die Ableitungsschritte (30-a) bis (30-c) entsprechen den obigen Beispielen: Beim Übergang von (30-a) zu (30-b) wird das Präverb *hinzu* verschoben; beim Übergang von (30-b) zu (30-c) wird das Präverb *hinzu* durch die Präposition *zu* ersetzt. Mit dem letzten Übergang von (30-c) zu (30-d) wird der präpositionalen Konstruktion wieder das Präverb hinzugefügt.

Präposition und Präverb mit Im Fall von *mit* ist der Übergang vom Präverb zur Präposition nicht mehr produktiv; die folgenden Beispiele entstammen älterem, literarischem und idiomatischem Sprachgebrauch:

- (31) a. *Der dem Hungrigen sein Brot mitteilte*²¹
 b. *Der mit dem Hungrigen sein Brot teilt*

²¹Luther: Bibelübersetzung, Hesekiel 18.7; nach [21, S. 435].

- (32) a. *dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen*²²
 b. *dem es gegeben ward, mit der Mechanik seiner Natur nach Gefallen zu spielen*
- (33) a. *Er hat ihm übel mitgespielt*
 b. *Er hat schlecht mit ihm gespielt*

6.2 Besonderheiten und Einschränkungen

Die im Vorhergegangenen demonstrierte Rückführung von Präpositionen auf Präverbien ist nicht allgemein möglich; in vielen Fällen ergeben sich Besonderheiten oder Einschränkungen in der Rückführbarkeit, auf die im Folgenden eingegangen werden soll.

6.2.1 Besonderheiten

Von Besonderheiten, die semantischer Natur sind, kann man sprechen, wenn sich bei den Ableitungen von Präpositionen aus Präverbien geringere oder größere Bedeutungsunterschiede ergeben wie in den folgenden Fällen:

- (34) a. *Er stand ihr bei*
 b. *Er stand bei ihr*
- (35) a. *Er stand lange dem väterlichen Unternehmen vor*
 b. *Er stand lange vor dem Haus seines Vaters*

Von Besonderheiten, die syntaktisch-morphologischer Natur sind, kann man dann sprechen, wenn bei der Rückführung von Präpositionen auf Präverbien die Präverbien keine unfesten Zusammensetzungen mit dem Verb bilden, sondern feste Zusammensetzungen. Von dieser Besonderheit sind die Präverbien/Präpositionen *über*, *um*, *durch* betroffen. Beispiele:

- (36) a. *Der Wald, den ich durchschritt*
 b. *Der Wald, durch den ich schritt*
- (37) a. *Die Fürsten umstanden den König*
 b. *Die Fürsten standen um den König*
- (38) a. *Er überblickte das ganze Land*
 b. *Er blickte über das ganze Land*

²²Schiller nach [21, S. 435].

6.2.2 Einschränkungen in der Ableitung bzw. Rückführung

Bei den soeben besprochenen Fällen handelt es sich um semantische oder syntaktisch-morphologische Abweichungen, die die Möglichkeit einer Rückführung oder Ableitung selbst nicht in Frage stellen. Dies ist anders bei den nun zu besprechenden Fällen, bei denen es nicht zu einer Rückführung bzw. Ableitung kommt, indem entweder aus einer Konstruktion mit Präverb keine präpositionale Konstruktion abgeleitet werden kann oder umgekehrt eine präpositionale Konstruktion nicht auf eine Präverbkonstruktion zurückgeführt werden kann. Diese beiden Arten von Einschränkungen liegen jeweils vor in den folgenden Beispielen:

- (39) a. *Sie hat ihn angelacht*
 b. **Sie hat an ihn gelacht*
- (40) a. **Sie hat ihn angedacht*
 b. *Sie hat an ihn gedacht*

Allerdings ist der Sprachgebrauch in dieser Hinsicht in Entwicklung begriffen. So kann man im universitären Sprachgebrauch durchaus des Öfteren Sätze mit der Konstruktion von (40-a) hören — jedoch nicht mit einem persönlichem Objekt, sondern gewöhnlich mit Objekten, die Termine etc. bezeichnen. Als Beleg diene der folgende Auszug aus einem Schreiben der Prorektorinnen der Universität Essen vom 31. Mai 1999:

- (41) *In unserem Anschreiben vom 21. Mai 1999 ist uns leider ein Fehler bezüglich der Bearbeitungszeit der Datenmappe, die eine Grundlage der Leitfadengespräche bildet, unterlaufen. Irrtümlicherweise wurde dort der 02. Juli 1999 als Rücksendetermin genannt — ursprünglich war jedoch der 02. Juni 1999 angedacht gewesen.*

Wenn nun die Rückführung der Präposition *an* auf ein Präverb in diesem Fall möglich ist, dann ist die Einschränkung der Rückführung, wie sie in (40) vorliegt, nicht als eine absolute Einschränkung zu verstehen, sondern als eine Einschränkung, die grundsätzlich aufgehoben werden kann.

Dies wiederum ist anders in einer Reihe von weiteren Fällen, bei denen eine Rückführung von Präpositionen auf Präverbien grundsätzlich, d.h. aus grammatischen Gründen, nicht möglich ist. Beispiele für derartige nicht rückführbare Präpositionen sind:

- (42) a. *Er freut sich auf Weihnachten*
 b. *Er freut sich über die Geschenke*
 c. *Peter fürchtet sich vor dem Wolf*

Dass die Präpositionen in (42) aus grammatischen Gründen nicht rückführbar sind, zeigt sich, wenn man Sätze mit den entsprechenden Präverbien zu bilden versucht:

- (43) a. **Er freut sich Weihnachten auf*
 b. **Er freut sich die Geschenke über*
 c. **Peter fürchtet sich dem Wolf vor*

Die ungrammatische Natur dieser Sätze ist damit zu umschreiben, dass die als Präverbien gebrauchten Präpositionen mit den jeweiligen Verben semantisch nicht konstruiert werden können: Es gibt kein **sich auffreuen*, **sich überfreuen*, **sich vorfürchten* in den Bedeutungen, die in den Sätzen mit den entsprechenden Präpositionen vorkommen. Dennoch lassen sich die in diesen Sätzen vorkommenden Präpositionen auf Präverbien zurückführen, wenn die Sätze auf eine andere Weise syntaktisch analysiert werden. Diese alternative Satzanalyse beruht auf der Einführung von Nebenverben (Verben von Nebensätzen), die im Folgenden erläutert werden soll.

6.2.3 Nebenverben

Die als Präverbien gebrauchten Präpositionen können in den zuletzt angeführten Sätzen zwar nicht mit den jeweiligen Verben semantisch konstruiert werden, aber sie können durchaus konstruiert werden mit anderen Verben, die in den betreffenden Sätzen als Nebenverben eingesetzt werden können. Auf diese Weise können die unter (42) aufgeführten Sätze so paraphrasiert werden:

- (44) a. *Indem er (im Geist) auf Weihnachten blickt, freut er sich*
 b. *Indem er über die Geschenke blickt, freut er sich*
 c. *Indem Peter vor dem Wolf steht, fürchtet er sich*

Auf den ersten Blick scheint durch diese Paraphrasen nicht allzuviel gewonnen zu sein, da sich durch die Einführung der Nebenverben das Problem der Rückführung der Präpositionen nur verlagert, denn die Präpositionen sind in diesen Sätzen auch im Hinblick auf die Nebenverben immer noch Präpositionen und keine Präverbien. Die Rückführung dieser mit Nebenverben konstruierten Präpositionen auf Präverbien, die mit den jeweiligen Nebenverben zusammensetzen sind, ist jedoch von einer anderen Natur als die ungrammatische Rückführung der gleichen Präpositionen in den Sätzen von (43); sie ist nicht mehr ungrammatisch, sondern erscheint in mindestens zwei Fällen grundsätzlich möglich: Zu dem Verb in (44-b) lässt sich das zusammengesetzte Verb *überblicken* bilden, und zu dem Verb in (44-c) das zusammengesetzte Verb *vorstehen*, wenn auch in diesen Fällen gerade die Besonderheiten vorliegen, von denen oben (6.2.1) die Rede war, nämlich

syntaktisch-morphologische Besonderheiten (feste Zusammensetzung bei *überblicken*) und semantische Besonderheiten (abweichende Bedeutungsentwicklung bei *vorstehen*).

Den bei dem Verfahren der Einführung von Nebenverben des Öfteren auftretenden Schwierigkeiten, im Einzelfall ein konkretes Nebenverb identifizieren zu müssen, das mit dem jeweiligen Präverb eine feste oder unfeste Zusammensetzung bildet, kann man entgehen, indem man ein abstraktes Nebenverb *N* postuliert, das je nach Kontext eine semantische Füllung annehmen kann, ohne dass dafür ein konkretes Verb des Deutschen eingesetzt werden muss. Durch Anwendung dieser Technik erweisen sich die Fälle, die sich zunächst einer Rückführung zu widersetzen schienen, nur als Sonderfälle, nicht als wirkliche Ausnahmen.

Es bedarf schließlich noch des Hinweises, dass die Nebenverben, gleichviel ob sie als Modifikationen eines abstrakten Nebenverbs verstanden werden oder als konkrete Nebenverben, nur Einheiten der semantisch-grammatischen Beschreibung von Sätzen sind; nachdem sie ihre Rolle in der Satzanalyse gespielt haben, werden sie gelöscht. Insbesondere wird nicht angenommen, dass sich die durch Einfügung von Nebenverben konstruierten Ableitungen auch sprachgeschichtlich interpretieren lassen, wemgleich dies auch nicht ausgeschlossen sein soll.

6.2.4 Präpositionale Objekte

In dem Maße, in dem durch Einsetzen von Nebenverben die Präpositionen als eine ursprüngliche Wortart eliminiert werden können, kann auch ein weiteres grammatisches Konstrukt aufgelöst werden, das auf dem Begriff der Präposition aufbaut, nämlich die sogenannten *Präpositionalobjekte*. Unter diesem Terminus werden Präpositionalphrasen verstanden, deren jeweilige Präposition vom Verb abhängig, nicht frei wählbar und deswegen weitgehend „semantisch leer“ ist [8, S. 7519]. Beispiele für *Präpositionalobjekte* sind bereits in den oben unter (42) angeführten Sätzen gegeben worden.

Die soeben genannten Eigenschaften, die den Präpositionen von Präpositionalobjekten zugesprochen werden, werden ihnen unter der Voraussetzung zugesprochen, dass sie jeweils auf das Verb des Satzes bezogen sind. Diese Voraussetzung ist jedoch nicht gegeben, wenn die Sätze mit Präpositionalobjekten nach dem soeben beschriebenen Verfahren der Einsetzung von Nebenverben analysiert werden. In diesem Fall sind die Präpositionen nicht auf das Verb des Satzes bezogen, sondern auf das eingeführte Nebenverb. Man betrachte dazu noch einmal die oben bereits angeführten Satzpaare:

- (45) a. *Er freut sich über die Geschenke*
 b. *Indem er über die Geschenke blickt, freut er sich*

- (46) a. *Peter fürchtet sich vor dem Wolf*
 b. *Indem Peter vor dem Wolf steht, fürchtet er sich*

In den Ausgangssätzen (45-a) und (46-a) kommen Verben mit Präpositionalobjekten vor, deren Präposition fest mit dem Verb verbunden ist: *sich freuen über* und *sich fürchten vor*. In den transformierten Sätzen (45-b) und (46-b) sind dagegen die Präpositionen nicht mehr unmittelbar mit dem Verb, sondern mit dem eingeführten Nebenverb verbunden: *blicken auf* und *stehen vor*.

Indem nun die Präpositionen nicht mehr mit dem ursprünglichen Verb, sondern mit dem Nebenverb verbunden werden, gilt nicht mehr, dass sie nicht frei wählbar sind; vielmehr können sie in Bezug auf das Nebenverb frei mit anderen Präpositionen ausgetauscht werden. So kann das Nebenverb *blicken* in (45-b) frei mit den Präpositionen *auf*, *über*, *unter*, *in* etc. vorkommen; ebenso kann das Nebenverb *stehen* in (46-b) frei mit einer Reihe von Präpositionen zur Angabe des Ortes verbunden werden, z.B. mit *vor*, *neben*, *hinter*. Da die Präpositionen auf diese Weise frei mit den Nebenverben verbunden werden können, haben sie schließlich auch ihre volle Bedeutung; sie sind nicht „semantisch leer“.

6.3 Ausschlüßungen

Nach den im Vorangegangenen angeführten Besonderheiten und Einschränkungen sind nun noch eine Reihe von Ausschlüßungen anzugeben, d.h. Erscheinungen, die in dieser Untersuchung von Vorneherein ausgeschlossen worden sind. Dazu ist zunächst noch einmal auf das Leitziel der ganzen Untersuchung zurückzublicken, wie es in Abschnitt 4 bestimmt wurde. Entsprechend diesem Leitziel sollte untersucht werden, in welcher Weise die Lehre der pāṇineischen Grammatik, dass es nur zwei Grundwortarten, nämlich Nomina und Verben, gibt, auf das Deutsche übertragen werden kann. Ein besonderes Erkenntnisinteresse wurde dabei der Untersuchung der Frage zugemessen, in welcher Weise die unflektierten Wörter erklärt bzw. auf flektierte Wörter (Nomina) zurückgeführt werden können (s. S. 23). Der Versuch einer Rückführung wurde im Vorhergehenden am Beispiel der Präpositionen unternommen; dabei wurden Präpositionen allerdings nur auf Präverbien zurückgeführt, auf eine Wortklasse, die in Gestalt der *Upasargas* eine unmittelbare Entsprechung in der pāṇineischen Grammatik hat. Die weitergehende Aufgabe, die Präverbien nun ihrerseits entsprechend den allgemeinen Annahmen der pāṇineischen Wortartenlehre auf Nomina zurückzuführen, wurde hier gar nicht erst gestellt. Dass diese Aufgabenstellung ausgeschlossen wurde, ist vor allem damit zu rechtfertigen, dass sich auch Pāṇini diese Aufgabe in seiner Grammatik nicht gestellt hat.

Die im Vorangegangenen unternommenen Untersuchungen zur Rückführung von Präpositionen waren vor allem explorativer Natur. Es wurden einige ausgewähl-

te Präpositionen behandelt, die dem ursprünglichen Bestand dieser traditionellen Wortklasse zuzurechnen sind, wie er in der historischen Grammatik des Deutschen verstanden wird [20, S. 283 ff.]. Diese Präpositionen sind formal dadurch gekennzeichnet, dass sie mit dem Dativ und/oder dem Akkusativ eines Substantivs gebraucht werden. Jüngere Präpositionen, die aus der Verbindung von Präpositionen und Substantiven entstanden sind, z.B. *anstatt*, *kraft*, *infolge* [20, S. 296 ff.], sind dagegen nicht berücksichtigt worden. Viele dieser jüngeren Präpositionen werden mit dem Genitiv konstruiert; bei ihrer Rückführung muss eine ganz andere Strategie befolgt werden als bei der Rückführung der bisher behandelten Präpositionen. Während letztere auf Präverbien zurückgeführt werden können und damit dem Verbalkomplex zugerechnet werden, sind die jüngeren Präpositionen nominalen Ursprungs und gehören damit in die Sphäre des Nomens. Auch ältere Präpositionen (z.B. *von*) können Funktionen in der Sphäre des Nomens übernehmen, wenn sie dazu dienen, Nomina zu verbinden. Diese Gebrauchsweisen von Präpositionen wurden ebenfalls hier nicht berücksichtigt.

Das hier eingeschlagene Verfahren, aus einer geringen Zahl von ausgewählten Fällen weitreichende Schlüsse zu ziehen, kann natürlich kritisiert werden; es kann aber auch gerechtfertigt werden. Zur Rechtfertigung kann eine Maxime der indischen Sprachwissenschaft dienen, die als die „Regel vom Topf und vom Reis“ (*sthālipulākanyāya*) bekannt ist [24, S. 37]. Diese Regel besagt, dass ein einzelnes Korn von gekochtem Reis genug ist, um herausfinden, ob der ganze Reis im Topf gekocht ist. Das Befolgen dieser Maxime ist in der Wissenschaft der Grammatik von eminentem praktischem Nutzen: Es kann dem Grammatiker viel Mühe und seinem Leser viel Langeweile ersparen.

7 Ergebnisse

In diesem letzten Abschnitt soll nun eine Zusammenfassung und Bewertung der wesentlichen Untersuchungsergebnisse gegeben werden.

Morphologische Wortartenklassifikation Das Wortartenmodell, das der indischen Grammatiktradition zugrundeliegt, beruht auf einer morphologischen Klassifikation von Wortarten, bei der unterschieden wird zwischen Nomina, Verben und unveränderlichen Wörtern. Unter den Wortartenmodellen, die in der neueren Sprachwissenschaft des Deutschen bekannt sind, hat dieses Modell die größte Ähnlichkeit mit dem morphologischen Klassifikationsversuch von Sütterlin, bei dem auf *einer* Ebene der Klassifikation Nomina, Verben und Partikel unterschieden werden. Wie oben in Abschnitt 4.2 dargelegt wurde, ist die Dreiteilung der Wortarten, wie sie bei Sütterlin vorkommt, jedoch nur in formaler Hinsicht dem Wortartensystem der indischen Grammatik gleichzusetzen. In funktionaler Hinsicht unterscheiden

sich die beiden Systeme, insofern in der Grammatik Pāṇinis die Nomina und Verben einerseits und die unveränderlichen Wörter andererseits nicht auf der gleichen Stufe stehen. Primäre Wortarten sind nach Pāṇini nur die Nomina und Verben; die unveränderlichen Wörter dagegen sind keine primäre Wortart, sondern werden — allerdings nur in der Theorie — auf Nomina zurückgeführt, indem sie als Wörter angesehen werden, bei denen eine ursprünglich vorhandene nominale Endung gelöscht worden ist. Damit ist Pāṇinis System der Wortarten das einfachste mögliche System überhaupt: Es kennt nur zwei Grundwortarten — Nomina und Verben.

Leistungsfähigkeit des indischen Wortartenmodells Das Wortartenmodell der pāṇineischen Grammatik ist das einfachste, aber es ist deswegen nicht primitiv oder archaisch. Es ist durchaus leistungsfähig auch im Hinblick auf die Beschreibung einer modernen Sprache wie dem Deutschen, nur muss seine Leistungsfähigkeit erst demonstriert werden. Sie muss vor allem demonstriert werden im Bereich der unflektierbaren Wörter, in dem die morphologische Wortartenklassifikation nach Meinung westlicher Forscher (vgl. S. 22) einen entscheidenden Nachteil aufweist. In der vorliegenden Studie wurden zum Zweck einer Demonstration innerhalb der in 6.3 angegebenen Grenzen Präpositionen des Deutschen untersucht. Ziel dieser Untersuchung war es, zu zeigen, dass die Klasse der Präpositionen im Deutschen in ihrem Kernbestand keine ursprüngliche Wortart ist, sondern eine Wortart, die eliminiert werden kann. Die Eliminierung der Wortart der Präpositionen ist nicht mit Nachteilen, sondern vielmehr mit Vorteilen für die grammatische Beschreibung des Deutschen verbunden, indem sich syntaktische Verhältnisse dadurch einfacher und transparenter darstellen lassen.

Auflösung der Präpositionen Für die Auflösung der Präpositionen als eigene Wortklasse sind zwei Verfahren vorgeschlagen worden: die Rückführung von Präpositionen auf Präverbien und, wenn dies zunächst nicht möglich ist, die Einführung von Nebenverben. Mit dem letzten Verfahren, der Einführung von Nebenverben, werden Präpositionen aus ihren starren Verbindungen mit Verben herausgelöst und auf die neu eingeführten Nebenverben bezogen, mit denen sie frei verbunden werden können. Dies wiederum ist die Voraussetzung dafür, dass die herausgelösten Präpositionen ihrerseits wieder als Präverbien umgedeutet werden können. Den Schwierigkeiten, in konkreten Fällen Nebenverben zu identifizieren, mit denen die herausgelösten Präpositionen als Präverbien zusammengesetzt werden können, wurde durch den Ansatz eines abstrakten Nebenverbs *N* Rechnung getragen.

Freisetzung der Kasus Die Rückführung der Präpositionen auf Präverbien hat zur Folge, dass die Kasus der Substantive, mit denen die Präpositionen verbunden

waren, „freigesetzt“ werden; d.h. sie erscheinen nicht mehr als abhängig von der Präposition, mit der sie verbunden sind, sondern werden „wieder“ unmittelbar auf das Verb bzw. Nebenverb bezogen. Indem „wieder“ gesagt worden ist, wird daran erinnert, wie in der historischen Sprachwissenschaft der Ursprung der Präpositionen verstanden wird [20, S. 283]:

Die ältesten Präpositionen gehen zurück auf Ortsadverbia, die ursprünglich nur bei Verben standen. Trat ein Kasus daneben, so war dieser vom Verbum abhängig.

Nach den Auffassungen der historischen Sprachwissenschaft ist also im Hinblick auf die Erklärung der „ältesten Präpositionen“ der Kasus eines Substantivs, der in den neueren Sprachstufen als abhängig von der Präposition erscheint, unmittelbar vom Verb anhängig. Die hier propagierte Rückführung der Präpositionen auf Präverbien stellt damit modellhaft die Umkehrung dieser historischen Entwicklung dar, auch wenn im Einzelnen die hier vorgenommenen Reduktionen nicht sprachgeschichtlich interpretiert werden sollten.

Motiviertheit der Kasus Nachdem durch die Rückführung der Präpositionen auf Präverbien der Kasus (Dativ, Akkusativ), der von den jeweiligen Präpositionen „regiert“ wird, „freigesetzt“ worden ist, erscheint der betreffende Kasus wieder als ursprünglich motiviert; d.h. die Funktion eines „freigesetzten“ Dativs oder Akkusativs ist nicht grundlegend verschieden von der allgemeinen Funktion, die der Dativ oder Akkusativ hat, wenn er unmittelbar vom Verb abhängt. Nach dieser Auffassung kann vom Standpunkt der deskriptiven Grammatik des Deutschen der Kasusgebrauch bei Präpositionen nicht nur beschrieben, sondern auch erklärt werden, vor allem bei den sogenannten Wechselpräpositionen, bei denen der Dativ und Akkusativ wechselweise gebraucht werden können. Die rein formale Regel, dass der Akkusativ bei Wechselpräpositionen wie *in*, *auf* etc. gebraucht wird, wenn das Ziel einer Bewegung bezeichnet werden soll, und der Dativ, wenn es um eine reine Positionsangabe geht, kann dann ersetzt werden durch eine wirkliche Erklärung. Wie eine solche Erklärung beschaffen sein kann, soll im Folgenden skizziert werden.

Erklärung des Akkusativs Der Akkusativ wird bei einer Wechselpräposition zum Ausdruck des Ziels gebraucht, weil er auch sonst, d.h. dann, wenn er allein vom Verb abhängt, zum Ausdruck des Ziels gebraucht wird. Diese Erklärung setzt voraus, dass man das Ziel von Bewegungen mit dem Ziel von gewöhnlichen Handlungen unter dem Begriff des *Objekts* zusammenfasst. Eine derartige Zusammenfassung wird in der Grammatik Pāṇinis tatsächlich vorgenommen, indem das Objekt der Handlung definiert wird als das, „was vom Handelnden im höchsten Maße zu erlangen gewünscht wird“.²³

²³*kartur īpsitatamaṃ karma* [15, 1.4.49].

Erklärung des Dativs In entsprechender Weise kann man den Gebrauch des Dativs bei einer Wechselpräposition erklären: Der Dativ wird bei einer Wechselpräposition in der gleichen Funktion gebraucht, in der er auch sonst, d.h. dann, wenn er allein vom Verb abhängt, gebraucht wird. Diese allgemeine Funktion des Dativs kann am besten mit dem Begriff der *Betroffenheit* oder dem von Glinz geprägten Begriff der *Zuwendgröße* charakterisiert werden. Danach wird im Dativ die Instanz genannt, die von der Handlung betroffen ist oder der sich der Handelnde zuwendet. Wenn nun der Dativ aus seiner Bindung an die Präposition befreit ist, dann drückt er nicht das Substrat einer Lokalisierung aus, sondern das Substrat einer Zuwendung oder Betroffenheit. Die eigentliche Funktion, die Idee der Lokalisierung auszudrücken, wird dabei vom Verbkomplex, insbesondere vom Präverb, übernommen; im Dativ erscheint die Größe, in Bezug auf die etwas lokalisiert wird oder die von der Lokalisierung betroffen ist.²⁴

Methodische Prinzipien Zu Beginn von Abschnitt 4 wurde ein methodisches Prinzip formuliert, das besagt, dass jede zusammenhängende Darstellung einer grammatischen Theorie, die Pāṇini zugeschrieben werden soll, zunächst eine Konstruktion ist, die aus dem Verständnis einzelner Regeln und ihres Zusammenwirkens extrahiert worden ist. In einem noch höheren Maße muss der hier unternommene Versuch, Elemente einer solchen Konstruktion auf das Deutsche zu übertragen, als eine Konstruktion bezeichnet werden. Man kann nicht davon ausgehen, dass Pāṇinis Grammatik zu jedem grammatischen Problem des Deutschen eine passende Lösung bereitstellt, aber man wird erwarten können, dass sich mit den Mitteln und im Sinn der pāṇineischen Grammatik neue Lösungen für grammatische Probleme des Deutschen finden lassen. Nicht nur dies — aus der Sicht der pāṇineischen Grammatik können nicht nur neue Lösungen für grammatische Probleme des Deutschen entdeckt werden, sondern in vielen Fällen auch grammatische Probleme im Deutschen überhaupt erst identifiziert werden; d.h. es können im Deutschen grammatische Probleme identifiziert werden, die aus der Sicht der eigenen, deutschen Grammatiktradition überhaupt nicht existieren, wie z.B. die Fragestellung, in welcher Weise die Wortarten des Deutschen auf zwei Grundwortarten reduziert werden können. Die in diesem Sinn verstandene „Anwendung“ der pāṇineischen Grammatik auf das Deutsche kommt in vielen Fällen einer gründlichen Dekonstruktion von ererbtem grammatischem Wissen gleich; dabei werden Konstruktionen der eigenen deutschen Grammatiktradition eingerissen, um einer neuen Konstruktion Platz zu machen. Der Übergang zwischen diesen beiden Phasen der Dekonstruktion und der Neukonstruktion ist das eigentlich Interessante: Nachdem man sich von den einge-

²⁴Diese Erklärung unterscheidet sich von der Erklärung der historischen Grammatik des Deutschen [20, S. 266], nach der dem Dativ bei Präpositionen, die einen Ort bezeichnen, eigentlich ein alter Lokativ zugrundeliegt, der mit dem Dativ formal zusammengefallen ist.

fahrenen Vorstellungen der eigenen Grammatiktradition befreit hat, lernt man in diesem Übergang, die eigene Sprache auf eine neue Weise zu sehen.

Synchrone und diachrone Sprachbetrachtung Es hat sich im Vorhergehenden gezeigt, dass die sinngemäße „Anwendung“ der pāṇineischen Grammatik auf das Deutsche in vielen, wenn auch nicht in allen Fällen ähnliche Perspektiven wie die historische Sprachforschung eröffnet. Dies ist bemerkenswert, da die Anwendung der pāṇineischen Grammatik hier nicht unternommen wurde mit der Absicht, eine diachronisch orientierte Sprachbeschreibung zu liefern; ebensowenig kann man der pāṇineischen Grammatik als der Grammatik, die „angewandt“ wurde, eine sprachgeschichtliche Orientierung zuschreiben. Diese merkwürdige Koinzidenz, dass die „Anwendung“ einer rein deskriptiv orientierten Grammatik auf das Deutsche Resultate liefert, die zum großen Teil mit Auffassungen der historischen Sprachwissenschaft verträglich sind, findet ihre natürliche Erklärung in dem von Thieme [27, S. 14] festgestellten Zusammenhang, dass in der Sprache, die den Gegenstand der Grammatik Pāṇinis bildet, nämlich im Sanskrit, „synchrone Beschreibung und historische Analyse fast vollständig zusammenfallen.“²⁵

Nun fallen auch in anderen Sprachen synchrone Beschreibung und historische Analyse nie vollständig auseinander, denn im Bewusstsein der Sprecher einer Sprache ebenso wie dem ihrer Grammatiker ist nicht nur der jeweils gegenwärtige Sprachzustand präsent; vielmehr werden immer auch noch zu einem gewissen Teil frühere Stadien der Sprache entweder vorhanden oder evozierbar sein. Dieses Phänomen, dass im Bewusstsein der Sprecher einer Sprache zu einer bestimmten Zeit immer auch noch frühere Stadien der Sprache lebendig bzw. erweckbar sind, hat Glinz [9, S. 377] als die „Tiefe der Sprache“ bezeichnet. Jede Sprache hat eine Tiefe in diesem Sinn; doch werden sich die Sprachen in der Bemessung ihrer Tiefe unterscheiden. Ebenso wird man auch grammatische Theorien danach unterscheiden können, inwieweit sie die Tiefe der Sprache ausloten können. Nach all dem, was wir vom Sanskrit und seiner Grammatik wissen, wird man sagen können, dass den alten Grammatikern des Sanskrit die Tiefe der Sprache in einem hohen Maße bewusst war, so dass wir auch heute noch in dieser Hinsicht von ihnen lernen können.

Literatur

- [1] ARENS, Hans: *Sprachwissenschaft. Der Gang ihrer Entwicklung von der Antike bis zur Gegenwart. Band 1: Von der Antike bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts.* Ungekürzte Lizenzausgabe des Verlages Karl Alber: Freiburg ; München 1969. Frankfurt am Main : Athenäum Fischer Taschenbuch Verlag, 1974

²⁵Das Originalzitat wurde in Abschnitt 3 angeführt.

- [2] BERGENHOLTZ, Henning: *Zur Morphologie deutscher Substantive, Verben und Adjektive*. Bonn, 1976
- [3] BERGENHOLTZ, Henning ; SCHAEDEER, Burckhard: *Die Wortarten des Deutschen. Versuch einer syntaktisch orientierten Klassifikation*. 1. Auflage. Stuttgart : Klett Verlag, 1977
- [4] BOPP, Franz: *Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Gothischen und Deutschen*. Berlin : Dümmler, 1833–52
- [5] BUSSMANN, Hadumod: *Lexikon der Sprachwissenschaft*. Zweite Auflage. Stuttgart : Alfred Kröner Verlag, 1990
- [6] CARDONA, George: *Pāṇini. A Survey of Research*. The Hague ; Paris : Mouton, 1976 (Trends in Linguistics. State-of-the-Art Reports 6, ed. by W. Winter)
- [7] ENGEL, Ulrich ; et al.: *Deutsch-polnische kontrastive Grammatik*. Band 1. Heidelberg : Julius Groos Verlag, 1999
- [8] GLÜCK, Helmut (Hrsg.): *Metzler Lexikon Sprache*. Stuttgart : Metzler, 2000 (Digitale Bibliothek, Band 34)
- [9] GLINZ, Hans: *Die innere Form des Deutschen. Eine neue deutsche Grammatik*. 4. Aufl. Bern ; München : Francke Verlag, 1965
- [10] HAMMAM, Sayed: *Verbvalenz im Deutschen und Arabischen: Zur theoretischen Grundlegung eines deutsch-arabischen Verbvalenzwörterbuchs*. Heidelberg : Gross, 1994
- [11] HUMBOLDT, Wilhelm von: *Schriften zur Sprachphilosophie*. Werke in fünf Bänden, Bd. III, hrsg. von Andreas Flitner und Klaus Giehl. Darmstadt : Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1963
- [12] JELLINEK, Max H.: *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von den Anfängen bis auf Adelung*. Erster Halbband. Heidelberg : Winter, 1913
- [13] JELLINEK, Max H.: *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik. Von den Anfängen bis auf Adelung*. Zweiter Halbband. Heidelberg : Winter, 1914
- [14] JOSHI, Shivaram Dattatray: Adjectives and substantives as a single class in the ‚parts of speech‘. In: *Journal of the University of Poona* 25 (1967), S. 19–30
- [15] KATRE, Sumitra M. (Hrsg.): *Aṣṭādhyāyī of Pāṇini*. Roman transliteration and English translation. Delhi : Motilal Banarsidass, 1989

- [16] KIELHORN, F. (Hrsg.): *The Vyākaraṇa-Mahābhāṣya of Patañjali*. Revised and furnished with additional readings, references, and select critical notes by K.V. Abhyankar. Volume I. Fourth edition. Poona : Bhandarkar Oriental Research Institute, 1985
- [17] KIPARSKY, Paul: *Pāṇinian Linguistics*. Oxford : Elsevier Science Ltd., 1995, S. 59–65
- [18] KNIFFKA, Hannes: Hearsay vs. Autoptic Evidence: Some „Eastern“ and „Western“ Perspectives and Perspectives of Perspectives. The study of ‚Indigenous Grammar(s)‘ in Cross-cultural Perspective. In: *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 144 (1994), S. 345–376
- [19] LACHACHI, Djamel Eddine: *Der Wortartenwechsel. Verhältnis zwischen Wortart und Wortbildung am Beispiel des Deutschen und Arabischen*, Universität Essen, Fachbereich Literatur- und Sprachwissenschaften, Diss., 1997
- [20] PAUL, Hermann: *Kurze deutsche Grammatik auf Grund der fünfbindigen deutschen Grammatik*. Eingerichtet von Heinz Stolte. Dritte, verbesserte Auflage. Tübingen : Max Niemeyer Verlag, 1962
- [21] PAUL, Hermann: *Deutsches Wörterbuch*. 6. Auflage. Bearbeitet von Werner Betz. Tübingen : Max Niemeyer, 1966
- [22] RASTER, Peter: *Perspektiven einer interkulturellen Linguistik: Von der Verschiedenheit der Sprachen zur Verschiedenheit der Sprachwissenschaften*. Frankfurt am Main : Peter Lang, erscheint 2002
- [23] ROMAŠKO, Sergej A.: Franz Bopp und die indische grammatische Tradition. In: *Bopp-Symposium 1992 der Humboldt-Universität zu Berlin*. Heidelberg : Universitätsverlag C. Winter, 1994 (Akten der Konferenz vom 24.3.–26.3.1992 aus Anlass von Franz Bopps zweihundertjährigem Geburtstag am 14.9.1991, hrsg. von Reinhard Sternemann), S. 220–229
- [24] ROODBERGEN, J.A.F. ; JOSHI, S.D.: *Patañjali's Vyākaraṇa-Mahābhāṣya. Kārikāhnikā (P. 1.4.23–1.4.55). Introduction, Translation and Notes*. Poona : University of Poona, 1975
- [25] SHARMA, Rama Nath: *The Aṣṭādhyāyī of Pāṇini. Volume II: English translation of Adhyāya one with Sanskrit text, transliteration, word-boundary, anuvṛtti, vṛtti, explanatory notes, derivational history of examples, and indices*. First edition. New Delhi : Munshiram Manoharlal, 1990
- [26] SÜTTERLIN, L.: *Die deutsche Sprache der Gegenwart. Ihre Laute, Wörter, Wortformen und Sätze*. Fünfte, durchgesehene Auflage. Leipzig, 1923

- [27] THIEME, Paul: Meaning and form of the ‚grammar‘ of Pāṇini. Herausgegeben von Renate Söhnen-Thieme. Stuttgart : Franz Steiner Verlag, 1995 (Glasenapp-Stiftung, Band 5,II), S. 1170–1201
- [28] THUM, Bernd: Auf dem Weg zu einer interkulturellen Germanistik. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 20 (1985), S. 329–341
- [29] WEINRICH, Harald: *Textgrammatik der deutschen Sprache*. Mannheim ; Leipzig ; Wien ; Zürich : Dudenverlag, 1993
- [30] WIERLACHER, Alois: Zur Entwicklungsgeschichte und Systematik interkultureller Germanistik (1984–1994). Einige Antworten auf die Frage: Was heißt „interkulturelle Germanistik“? In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 20 (1994), S. 37–56

Claus Wenderott (Essen)

Sprache – Geschichte – Sprachgeschichte Friedrich Engels als Sprachhistoriker

„Was wir am Rhein in mühseliger Kleinarbeit gefunden haben, stand schon 40 Jahre früher vor Engels' Blick. Die Schrift von Engels kehrt sich schon zur Zeit der unbestrittenen Herrschaft der Junggrammatiker ab von der rein physiologisch-gesetzmäßigen, naturgeschichtlichen Betrachtung der Sprache. Engels sieht statt des Festen und Starren, statt der Vereinzelung, statt des Gesetzes die geschichtliche Bewegung und das geschichtliche Leben. Er vollzieht, ohne es ausdrücklich zu sagen, den Umschwung zur geschichtlich-sozialen Betrachtung der Sprache.“¹

Dieses Urteil formuliert 1946 einer der bekanntesten und einflussreichsten deutschen Sprachhistoriker der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert, Theodor Frings, über einen selten als Sprachforscher wahrgenommenen Autor und einen seiner bis heute kaum bekannten Texte zur Geschichte der deutschen Sprache, über Friedrich Engels und seine 1881/82 entstandene Arbeit „Der fränkische Dialekt“.

Der Forschung musste die Arbeit lange Zeit unbekannt bleiben, denn erst mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Niederschrift lag sie gedruckt vor: Sie wurde 1935 vom Marx-Engels-Lenin-Institut in Moskau in einer deutsch-russischen Ausgabe veröffentlicht. Die erste Veröffentlichung im deutschsprachigen Raum erfolgte 1952 innerhalb einer Sammlung der Arbeiten von Engels „Zur Geschichte und Sprache der deutschen Frühzeit“.² Ein Jahr später wurde der Text erneut in einem Sammelband abgedruckt,³ und 1962 erschien er innerhalb der Ausgabe der Werke von Marx und Engels (MEW).⁴

Obwohl der „Fränkische Dialekt“ also seit geraumer Zeit zugänglich ist, blieb Frings bis heute der einzige nicht-marxistische deutsche Sprachhistoriker, der sich über ihn zusammenhängend geäußert hat. In den einschlägigen Standardwerken der deutschen

¹ Frings 1946, 3.

² Berlin (= Kleine Bücherei des Marxismus-Leninismus. 35)

³ In: Marx-Engels-Lenin-Stalin, Zur deutschen Geschichte I. Berlin 1953

⁴ MEW 19, S. 494-518.

Germanistik wird die Arbeit von Engels lediglich vereinzelt erwähnt.⁵ Die Forschung in der UdSSR dagegen hat seinerzeit den Aufsatz, wie auch die anderen Beiträge von Engels zur Sprachwissenschaft, ausführlich zur Kenntnis genommen und ausgewertet.⁶ Die Sprachwissenschaftler der DDR haben sich mit dem Sprachhistoriker Engels erst lange nach Frings intensiver beschäftigt. Ausführlichstes Zeugnis dafür ist eine wissenschaftliche Konferenz, die zum Thema „Der Beitrag von Friedrich Engels zur Entwicklung der wissenschaftlichen Sprachtheorie und aktuelle Probleme der marxistisch-leninistischen Sprachwissenschaft“ anlässlich des 150. Geburtstags von Engels 1970 stattfand.⁷ Fast alle Referenten sind in ihren Vorträgen auch auf den „Fränkischen Dialekt“ eingegangen.

In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts hatte Engels sich intensiv mit der Geschichte Deutschlands und Europas beschäftigt. Dies fand seinen Niederschlag in den Arbeiten „Zur Urgeschichte der Deutschen“ und „Fränkische Zeit“, die etwa gleichzeitig entstanden (1881/82). Seine sprachwissenschaftlichen Interessen, die sich in etlichen Zeugnissen aus verschiedenen Zeiträumen dokumentieren,⁸ hat Engels im „Fränkischen Dialekt“ für den weiteren Rahmen seiner historischen Arbeiten nutzbar gemacht: Der Aufsatz ist konzipiert als Anmerkung zur „Fränkischen Zeit“. Obwohl die Erkenntnisse, die er darin über Sprache und Sprachentwicklung gewinnt, ohne Zweifel eigenes wissenschaftliches Gewicht haben, ist die primäre Funktion der Arbeit doch, durch die sprachlichen Befunde die historische Argumentation zu ergänzen. Die Beobachtungen am fränkischen Dialekt sollen Aufschluss geben über die Siedlungsgrenzen zur Zeit des Frankenreiches.

⁵ Vgl. etwa Bach 1969, 123. Bach hat aber offenbar nicht die Arbeit von Engels selbst vorgelesen, sondern nur der Artikel von Frings.– Dass die Ignoranz der Forschung bis in die jüngere Zeit anhielt, hat M. Bierwisch in seiner Rezension des „Lexikons der Germanistischen Linguistik“ (Tübingen 1973) kritisiert, das „trotz neomarxistischer Intentionen etlicher Autoren den Germanisten Friedrich Engels nicht kennt.“ (Germanistik 15. 1974, 521)

⁶ Vgl. dazu vor allem Schirmunski 1962, aber auch M. M. Guchman, *Der Weg zur deutschen Nationalsprache I*. Berlin 1964. – Schirmunski, der dem „Fränkischen Dialekt“ das ganze erste Kapitel seiner umfangreichen Arbeit widmet, weist darauf hin, dass es N. J. Marr war, der Engels' Aufsatz, den er schon vor 1935 kannte, zuerst ausführlich erwähnte, wenn auch mit ganz falschen Schlussfolgerungen (Schirmunski 1962, 38).

⁷ Diese Konferenz wurde von der Ernst-Moritz-Arndt-Universität Greifswald vom 26. bis 28.11.1970 auf Rügen veranstaltet. Die meisten Referate sind abgedruckt im Heft 3/4 der ZPSK 24 (1971). Einen der wenigen Hinweise auf den Sprachhistoriker Engels brachte die Kleine Enzyklopädie „Die deutsche Sprache“, hrsg. v. E. Agricola u. a., Leipzig 1969, 354-356.

⁸ Bekannte Beispiele sind: „Die deutsche Ideologie“ (1845/46; zus. mit K. Marx), „Dialektik der Natur“ (1873-1883), „Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft“ (1876-1878), „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats“ (1884). Hinzu kommen verschiedene Belege in Briefen, vor allem an K. Marx.

Das Problem der Gliederung des fränkischen Sprachraums war kurz vor Engels' Versuch, nach früheren Darstellungen z. B. von Müllenhoff, von einem der führenden Junggrammatiker, Wilhelm Braune, nochmals umfassend behandelt worden.⁹ Braune sieht als „sicherste quelle zur erkenntnis der älteren deutschen mundarten (...) die nach ort und zeit feststehenden urkunden“ an. Aufgrund dieser Urkunden versucht er, „die ausdehnung und den character der niederrheinischen mundarten in der 2. hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert einigermassen festzustellen.“¹⁰ Ergebnis seiner Untersuchung ist eine „dreiteilung in ober-, mittel- und niederfränkisch. Einteilungsgrund ist der stand der consonanten, vornehmlich der dentalen, welche ja von der hochdeutschen lautverschiebung am stärksten afficiert sind.“¹¹ Die drei Teile sollen in der genannten Reihenfolge dem Ober-, Mittel- und Niederdeutschen zugerechnet werden.

Diesen Aufsatz und seine Ergebnisse meint Engels unter anderen, wenn er gleich zu Beginn seiner Arbeit feststellt: „Es ist diesem Dialekt sonderbar mitgespielt worden von den Sprachgelehrten.“¹² Sonderbar schien ihm das unhistorische Vorgehen der Junggrammatiker, wie es sich bei Braune deutlich zeigt. Dieser sammelt Belege aus einem relativ schmalen Zeitraum und meint, daraus eine Gliederung des „fränkischen Stammes“ ableiten zu können, dessen wechselvolle Geschichte und Sprachgeschichte er damit gerade nicht erfasst. Sonderbar ist weiterhin, dass die wenigen Merkmale, die die hochdeutsche Lautverschiebung kennzeichnen, als „Einteilungsgrund“ verabsolutiert werden. Diese Merkmale, die als „Hauptunterscheidungsmittel“ bei Dialektbeschreibungen zu Engels' Zeit unumstritten waren, macht er für „all die Verwirrung in der Beurteilung fränkischer Sprache durch Nichtfranken“¹³ verantwortlich.

Bei seiner eigenen Untersuchung begnügt sich Engels nicht damit, relativ späte Zeugnisse auszuwerten, sondern versucht, auch ältere Denkmäler einzubeziehen. So analysiert er die Sprache der sog. Cottonschen Handschrift des Heliand aus dem 9. Jahrhundert, die von M. Heyne noch für altniederfränkisch gehalten wurde. Den Umstand, dass hier ein Denkmal aus dem Bereich einer Sprachgrenze vorliegt, nutzt Engels einerseits, um markante Unterschiede zwischen Fränkisch und Sächsisch herauszuarbeiten, andererseits aber gibt er ihm Gelegenheit, das schematische Vorgehen der germanischen Philologie seiner Zeit deutlich zu machen. In dem altsächsischen Heliand – dass es sich hier um ein altsächsisches Denkmal handelt, bezweifelt auch Braune nicht – tauchen „neben den sächsischen einigemal Formen ganz anderer Art (auf): tholônd - sie dulden, gornônd - ihr klagt, und als Imperativ mârient - verkündigt, seggient - sagt, wo das Sächsische tholôd, gornôt, mâriad, seggjad fordert. Diese Formen sind nicht nur fränkisch, sie sind sogar echt Werdener, bergischer Lokaldialekt bis heute. Im Bergischen

⁹ Braune 1874.

¹⁰ a.a.O., 2.

¹¹ a.a.O., 3.

¹² MEW 19, 494.

¹³ a.a.O., 495.

machen wir ebenfalls alle drei Pluralpersonen des Präsens gleich, aber nicht sächsisch auf d, sondern fränkisch auf nt. Gegen märkisches wi hebbed heißt es da gleich wi hant, (...).¹⁴ Ein kleiner Ausschnitt aus dem Ganzen des bergischen Dialekts weist abweichende Formbildung auf, die auf begrenzten Einfluss aus dem benachbarten Sächsischen schließen lässt. „Braune und andre haben auf die einfache Wahrnehmung hin, dass hier im Bergischen die drei Personen gleich gemacht werden, das ganze bergische Gebirgsland kurzerhand für sächsisch erklärt. Die Regel ist allerdings aus Sachsen herübergedrungen, leider aber wird sie fränkisch ausgeführt und beweist damit das Gegenteil dessen, was sie beweisen soll.“¹⁵ Engels’ Auslegung wird heute von der Forschung allgemein bestätigt. Bach nennt die Erscheinungen „Kreuzungen im Flexionssystem“ und zeigt, dass solche Mischbildungen an der „Grenze zwischen Rheinland und Westfalen“ nicht selten zu beobachten sind.¹⁶

Neben dem Heliand und anderen literarischen Denkmälern, wie den westrheinischen Psalmen, zieht Engels auch etliche nichtliterarische Dokumente aus verschiedenen Zeiträumen und unterschiedlichen Orten zu Rate, so die Werdener Heberegister, die sog. Freckenhorster Rolle (9. bis Anfang 11. Jahrhundert) und die sog. Paderborner Denkmäler, eine Sammlung juristischer Texte aus dem 10. bis 11. Jahrhundert. Durch die detaillierte Analyse dieser und anderer Texte gelingt es ihm, sprachliche Befunde und Veränderungen als eine Form geschichtlicher Verhältnisse und Bewegungen verstehend, die Spuren der Franken als Sprecher des Fränkischen nachzuzeichnen. Er kommt zu dem Resultat, „daß das Fränkische schon im 6. und 7. Jahrhundert ein eigener, zwischen dem Hochdeutschen, also zunächst Alamannischen, und dem Ingovänischen, also zunächst Sächsischen und Friesischen, den Übergang bildender, damals noch ganz auf gotisch-niederdeutscher Verschiebungstufe stehender Dialekt war.“¹⁷

Die Erkenntnisse, die Engels in seinen historischen Untersuchungen gewonnen hat, setzt er zu den sprachlichen Beobachtungen in Beziehung. In einer Anmerkung zur „Urgeschichte der Deutschen“ unter dem Titel „Die deutschen Stämme“ stellt er dar, was er im „Fränkischen Dialekt“ dann noch einmal ausdrücklich betont: Dass die Franken „ein eigener deutscher Hauptstamm die Iskävonen waren, die wohl zu verschiedenen Zeiten fremde Bestandteile in sich aufnahmen, aber auch zu assimilieren die Kraft hatten.“¹⁸ Historische und sprachwissenschaftliche Argumentation, unabhängig voneinander geführt, stützen sich hier gegenseitig. Die enge Verflechtung von Geschichte der Sprache und Geschichte der Sprachträger bleibt dabei stets bewusst. Die daraus abzuleitende These von der geschichtlich frühen Einheitlichkeit des fränkischen Stammes steht ganz im Gegensatz zu der mittels der Methode der „einfachen Wahrnehmung“, d. h. durch

¹⁴ a.a.O., 496.

¹⁵ a.a.O., 496f. Vgl. dazu Braune 1874, 12 u. pass.

¹⁶ Bach 1969, 161.

¹⁷ MEW 19, 499.

¹⁸ a.a.O.

positivistische Sammlung und Interpretation sprachlicher Fakten vorgenommenen Gliederung des Fränkischen. Die Einteilung nach den Merkmalen der hochdeutschen Lautverschiebung, einer für die hier wichtigen Gebiete relativ späten Erscheinung, hatte den Blick auf den ursprünglichen Zustand geradezu verstellt.

Engels verfährt kritisch, indem er die gängige Einteilung als unzulänglich, weil einseitig und unhistorisch, destruiert, und zugleich konstruktiv, indem er – auf der Basis seiner geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Befunde zur Frühzeit – selbst eine Gliederung liefert, die nicht im Widerspruch zu den historischen Tatsachen steht. Er unterscheidet zunächst zwei große Gruppen, das Niederländische und das Rheinfränkische, unter das er alle übrigen fränkischen Dialekte subsumiert. Diese sind für ihn: Das Ripuarische, das Mittelfränkische und das Oberfränkische, das für ihn vor allem im Pfälzischen repräsentiert ist. Bezogen auf das Mittelfränkische meint Frings, dieses Gebiet sei „bei Engels das, was gewöhnlich Moselfränkisch genannt wird, also die Mundarten um Mosel und Lahn.“¹⁹ Engels weist eigens darauf hin, dass er dessen Nordgrenze „selbstredend“ weit südlicher ansetzt, als es gemeinhin geschieht.²⁰

Diese Gliederung weicht in allen Teilen von der üblichen ab, besonders in der Fassung des Ripuarischen, dessen traditionelle Einteilung Schirmunski das „krasseste Beispiel eines oberflächlichen Schematismus“ nennt.²¹ Engels hat sich mit einer Gliederung auseinander zu setzen, die das Ripuarische als Teil des Mittelfränkischen zum Westmitteldeutschen zählt, es letztlich auf eine Verschiebungsstufe mit Dialekten wie dem Hessischen, dem Thüringischen, dem Obersächsischen stellt. Braune beschreibt die Grenzen des Mittelfränkischen mit einer Linie „ungefähr von der Mosel und Lahn bis gegen Düsseldorf und gegen Westen bis nahe zur Maas.“²²

Dass diese Grenze den sprachlichen Verhältnissen entspricht, bestreitet Engel durchaus. Für die nördliche Linie, die Grenze also zwischen Niederdeutsch und Mitteldeutsch, konstatiert er, „das Ripuarische (stimme) in vielen Beziehungen zum Niederländischen, doch so, daß das Mittelniederländische ihm nähersteht als das Neuniederländische.“²³ Er sieht eine Anzahl lautlicher Entsprechungen, etwa: u wird vor m oder n mit folgendem Konsonant zu o, wr im Anlaut wird zu fr verhärtet, statt er, der, wer steht hê, dê, wê. Er verhehlt aber auch nicht, dass es gravierende Unterschiede gibt, so bei den Umlauten und der Deklination. Ergänzt werden diese Beobachtungen durch Aussagen über die Ortsnamen des Gebiets.²⁴ Auf keinen Fall sei nach diesen Befunden die scharfe Trennung gerechtfertigt, wie sie unter Berufung auf die hochdeutsche Lautverschiebung

¹⁹ Frings 1946, 3.

²⁰ MEW 19, 508.

²¹ Schirmunski 1962, 44.

²² Braune 1874, 6.

²³ MEW 19, 504.

²⁴ a.a.O. Das umfangreiche Material zu den Ortsnamen im fränkischen Sprachgebiet, das Engels hinzuzieht, wäre eine eigene Untersuchung wert.

vollzogen sei, zumal sich dieses Argument gewöhnlich auf deren „nicht einmal konsequent durchgeführtes Eindringen (...) in drei Fällen“²⁵ stützen müsse. „Hierdurch aber wird eine durch bestimmte Lautverhältnisse (...) zusammengehörige Gruppe von Mundarten, die sich auch noch im Volksbewußtsein als zusammengehörig erkennt, willkürlich und nach einem hier ganz zufälligen Merkmal auseinandergerissen.“²⁶ Der spürbare Riss zwischen Niederdeutschem und Mitteldeutschem, verursacht durch die hochdeutsche Lautverschiebung, verlaufe vielmehr „zwischen Sieg und Lahn, zwischen Ahr und Mosel.“²⁷ Zu dem gleichen Resultat kam später nach langjährigen Untersuchungen auch Frings.²⁸ Die Verhältnisse im Ripuarischen lassen sich wiederum nur richtig verstehen, wenn man die historische Dimension konsequent in die Analyse einbezieht: „Die ripuarischen Mundarten bildeten eine feste Gruppe, lange ehe ein Teil von ihnen t, in- und auslautendes k und p lernte.“²⁹ Die Verschiebung traf auf eine Sprache, die bereits eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht hatte, und hat sie „in mehrere Stücke zerrissen.“³⁰

Die Gegenüberstellung von „Volksbewußtsein“, d. h. Bewusstsein der Sprecher von ihrer Sprache, und „a priori konstruierten Kennzeichen“³¹ benutzt Engels auch, um noch einmal die Fehlinterpretation der sprachlichen Verhältnisse im ripuarisch-sächsischen Grenzgebiet ins Bewusstsein zu rücken. Hier ist Engels als Sprecher der Sprache seiner Heimat Wuppertal besonders engagiert. Er weiß aus eigener Erfahrung, dass der bergische Dialekt „unmerklich von Dorf zu Dorf (...) in die Mundart der Rheinebene übergeht, (während) er an der westfälischen Grenze haarscharf vom sächsischen Dialekt geschieden ist.“³²

An diesen letzten Ausführungen, die die Unhaltbarkeit der junggrammatischen Positionen nochmals deutlich zeigen, lassen sich einige Beobachtungen machen, die vermitteln, warum in den Arbeiten über den – nicht professionellen – Sprachforscher Engels immer wieder auf die methodologische Bedeutung seiner Abhandlung über den „Fränkischen Dialekt“ hingewiesen wird.

In der Forschung vor Engels und auch noch zu seiner Zeit war es üblich, als Quellen im Rahmen sprachhistorischer Untersuchungen allein die Denkmäler des altdeutschen Schrifttums heranzuziehen.³³ So war es eine Neuerung, wenn Engels wiederholt mit Nachdruck und, wie sich zeigte, mit Erfolg Ergebnisse seiner eigenen Beobachtungen an

²⁵ MEW 19, 505.

²⁶ a.a.O.

²⁷ a.a.O., 516.

²⁸ Frings 1946, 3.

²⁹ MEW 19, 506.

³⁰ a.a.O., 505.

³¹ a.a.O., 506.

³² a.a.O.

³³ Dazu Schirmunski 1962, 39.

der lebendigen, auch von ihm selbst gesprochenen Sprache in seiner Analyse berücksichtigte. Dadurch wurde es ihm möglich, die Mängel der von ihm kritisierten Forschung klarer zu erkennen, aber auch seine eigenen Hypothesen stets neu zu überprüfen. Das Verfahren, gesprochene Sprache für die sprachhistorische Forschung mehr oder weniger systematisch auszuwerten, wurde in der traditionellen Dialektforschung erst einige Zeit später üblich, als man im Rahmen der Arbeit an Sprachatlanten die sog. direkte Methode entwickelte. Interessant ist, dass diese Methode dazu gedacht war, die Thesen der Junggrammatiker zu bestätigen, wenn möglich zu präzisieren. In der Praxis bewirkte sie das Gegenteil.

Gesprochene Sprache zu berücksichtigen, hieß für Engels konkret, Sprache nicht mehr zu verstehen als Summe einzelner, in sich homogen gedachter Merkmale, sondern als eine sowohl komplexe wie komplizierte Größe. Das drückt sich in dem dauernden Bemühen aus, die Grenze der Untersuchung von Veränderungen einzelner Laute zu überwinden. Die Junggrammatiker zeigten unfreiwillig durch ihr Prinzip, Sprachentwicklung „als von nur rein innersprachlich und naturgesetzlich wirkenden ‚Lautgesetzen‘ determiniert“³⁴ aufzufassen, dass – so paradox es klingt – das Konkrete das Abstrakte ist, dass über der Fixierung auf isolierte Einzelheiten der Zusammenhang des Gegenstands Sprache verloren geht.

Auch bei Engels nehmen die Beobachtungen im phonologischen Bereich noch den größten Raum ein, jedoch versucht er, auch grammatische, vereinzelt sogar lexikalische Merkmale zu berücksichtigen. Jedenfalls ist das Spektrum seiner Belege bereits so weit, dass er ein Phänomen wie die Heterogenität von Sprache in den Blick bekommt. Nicht anders ist sein Schluss zu verstehen, den fränkischen Dialekt als einen zu interpretieren, „der sowohl Hochdeutsch wie Niederdeutsch ist.“³⁵ Auch die o. a. Erläuterungen zum Einfluss eines Dialekts auf einen anderen sind unter diesem Aspekt aufschlussreich. Beide Erscheinungen lassen sich schließlich nicht begreifen ohne ein differenziertes Verständnis des Verhältnisses von Diachronie und Synchronie.

Die Komplexität der Sprache ist für Engels natürlich nicht nur ein dem Gegenstand immanentes Phänomen, sondern zentrale Bedeutung hat für ihn der Zusammenhang mit der Geschichte. Nicht nur ist, wie angedeutet, „Der fränkische Dialekt“ in enger Beziehung zu den historischen Arbeiten von Engels zu sehen. Wäre darin sein Wert erschöpft, hätte Sprachwissenschaft in der Tat ausschließlich die Funktion eines Beitragärs. Vielmehr wird in vielen Einzelheiten der sprachwissenschaftlichen Arbeit selbst erkennbar, dass Engels sich der Spezifik von Sprache und Sprachgeschichte bewusst ist, dass er daher so entscheidende Probleme wie den Zufall in der Sprachgeschichte – im Zusammen-

³⁴ Wurzel 1973, 659.

³⁵ MEW 486. In diesem Zusammenhang wird Jacob Grimm von Engels scharf kritisiert, weil er darauf beharrte, ein deutscher Dialekt müsse entweder Hochdeutsch oder Niederdeutsch sein. „Dabei ging ihm der fränkische Dialekt total verloren.“ Im übrigen verhehlte Engels nie, wie viel er gerade Grimm für seine sprachwissenschaftlichen Studien verdankte.

hang mit dessen Ergänzung, der Notwendigkeit – einzuordnen weiß. Das widersprüchliche Verhältnis von Sprache und Geschichte lässt sich, das zeigt Engels, am ehesten in der konkreten Analyse erhellen. Der Grad an möglicher Erkenntnis aber hängt, auch das zeigt er, davon ab, welcher Begriff von Sprache der Analyse zugrunde liegt – und welcher Begriff von Geschichte.

Literatur

- Bach, Adolf (1969): Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. 3., unveränderte Auflage Heidelberg.
- Braune, Wilhelm (1874): Zur Kenntnis des fränkischen und zur hochdeutschen Lautverschiebung. In: PBB 1, 1-56.
- Engels, Friedrich (1968): Dialektik der Natur. In: K. Marx u. F. Engels, Werke. Bd. 20. 2. Aufl. Berlin, 307-570. (zit. MEW 20)
- Engels, Friedrich (1972): Der fränkische Dialekt. In: K. Marx u. F. Engels, Werke. Bd. 19. 3. Aufl. Berlin, 494-518 (zit. MEW 19)
- Frings, Theodor (1946): Friedrich Engels als Philologe. In: Tägliche Rundschau. Nr. 191 v. 18.8.1946, 3.
- Schirmunski, Viktor M. (1962): Deutsche Mundartkunde. Vergleichende Laut- und Formenlehre der deutschen Mundarten. Berlin.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1973): Friedrich Engels als Linguist. In: ZPSK 26, 652-674.

Vulf Plotkin (Beer-Sheva, Israel)

Über die Rolle von genetischen, arealen und ethnokulturellen Faktoren in Entstehung und Evolution des Jiddischen

Zusammenfassung

Jiddisch ist keine „Mischsprache“. Nach seiner räumlichen Abgrenzung vom Deutschen entwickelte es sich als eine selbständige germanische Sprache, und seine Evolutionsdynamik war der Entwicklung der anderen Sprachen dieser Sprachgruppe durchaus parallel. Das Vorhandensein einer beliebig großen Anzahl von Fremdelementen im Wortschatz ändert an und für sich nichts an der genetischen Charakteristik einer Sprache und macht diese keineswegs „gemischt“. Was die beiden anderen Subsysteme – das grammatische und das phonetische – betrifft, die für den Bau einer Sprache wesentlich wichtiger sind, so fehlt semitischer Einfluss darin praktisch ganz, während slawischer Einfluss zwar zu merken, im Ganzen jedoch eher von marginaler Bedeutung ist.

I.

Es gab Zeiten, da das Jiddische in germanistischen Studien überhaupt nicht als eine besondere germanische Sprache betrachtet wurde, so dass Löttsch (1990: 17) es mit vollem Recht ein nahezu völlig ignoriertes Stiefkind der offiziellen Germanistik nennen konnte. Abgesehen von Gründen, die nichts mit der Sprachwissenschaft zu tun haben, kam solche sowohl unter Germanisten als auch unter Jiddischsprechenden selbst weit verbreitete Missachtung dieser Sprache von der Vorstellung, dass es sich dabei lediglich um eine, dazu eine minderwertige, Variante des Deutschen handle (daher übrigens ihre gängige geringschätzig Bezeichnung als „Jargon“). Dadurch wurde die genetische Verwandtschaft des Jiddischen und des Deutschen überbetont, während ganz wesentliche Unterschiede zwischen diesen zwei germanischen Sprachen ignoriert wurden.

Heutzutage sind solche Ansichten über das Jiddische im Allgemeinen bereits überholt: Dieser Sprache werden besondere Kapitel in germanistischen Kompendien gewidmet (Berkow 1996, Hutterer 1990); an den philologischen Fakultäten von zwei Universitäten in Deutschland sind Lehrstühle für Jiddisch gegründet worden. Allerdings ist in neueren Essays über das Jiddische auch die entgegengesetzte Tendenz zu merken, die einer adäquaten Charakteristik seiner Entstehung als selbständige Sprache sowie der

Ermittlung seiner Stellung unter den anderen germanischen Sprachen ebenfalls zuwiderläuft. Ohne die offensichtliche Zugehörigkeit des Jiddischen zu den germanischen Sprachen in Frage zu stellen, will man es manchmal implizit zu einer Sprache abstempeln, die in dieser Sprachgruppe gewissermaßen eine Randstellung einnimmt. Diese Tendenz äußert sich vor allem dadurch, dass das Jiddische zu einer „Mischsprache“ erklärt wird, obwohl die bestehenden Sprachklassifikationen keine solche Sparte kennen. Genau so wird das Jiddische z. B. im Programmdokument der Abteilung für jiddische Kultur, Sprache und Literatur der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf charakterisiert (Was ist „Jiddisch“?).

Lag der überwundenen Nichtanerkennung des Jiddischen als selbstständige Sprache die Überbewertung seiner genetischen Verbindung mit dem Deutschen zugrunde, so tut seine Charakteristik als einer „Mischsprache“ genau das Gegenteil, indem sie nun die Bedeutung der nichtgermanischen Komponenten an seinem Bau überbetont, die unter Einwirkung von zwei Faktoren – dem arealen und dem ethnokulturellen – ins Jiddische eingedrungen sind. Dank jahrhundertelanger deutsch-slawischer Zweisprachigkeit fast der ganzen jüdischen Bevölkerung Osteuropas brachte der erste von diesen Faktoren zahlreiche slawische Entlehnungen ins Jiddische und übte einen bemerkbaren Einfluss auf seinen grammatischen und phonetischen Bau aus. Durch den ethnokulturellen Faktor sind die nicht weniger zahlreichen Entlehnungen aus dem Hebräischen zu erklären, das als Sprache des Religionskultes in gewissem Maße allen Juden geläufig war.

Die Charakteristik des Jiddischen als einer „Mischsprache“ wurzelt in der naiven Vorstellung vom Wortschatz als dem wichtigsten, ja dem einzig wesentlichen Bestandteil einer Sprache. Von diesem Standpunkt aus könnte man das Jiddische, dessen Wortschatz sich tatsächlich aus germanischen, semitischen und slawischen Elementen zusammen setzt, wirklich als „gemischt“ bezeichnen; allerdings müsste man dann unter diese wissenschaftlich völlig unbegründete Rubrik auch viele andere, wenn nicht die meisten Sprachen der Welt einstufen, darunter z. B. wenigstens noch eine germanische Sprache, nämlich das Englische, in dessen Wortbestand Elemente romanischer Herkunft die germanischen zahlenmäßig etwa um das Doppelte überwiegen. Bekanntlich übertrifft aber die englische Lexik germanischer Herkunft bei weitem die romanischen Entlehnungen nach ihrer Gebrauchshäufigkeit, die für vergleichende Bewertung der Wichtigkeit einer Sprachbaukomponente viel wesentlicher ist.

Zu beachten sind jedoch nicht nur die starken Häufigkeitsunterschiede zwischen dem geerbten und dem entlehnten Wortgut. In einem Sprachsystem ist der Wortbestand nur eines von drei Subsystemen, das überdies nach seiner Bedeutung für eine allseitige Charakteristik des gesamten Sprachbaus den beiden anderen – dem grammatischen und dem phonetischen – nachsteht. Greifen wir auf den Sprachbau des Englischen zurück, so müssen wir die höchst bemerkenswerte Tatsache feststellen, dass der Einfluss des Französischen auf seinen Wortschatz sich nicht in gleichem Maße auf die englische Grammatik und Phonetik erstreckte, worin praktisch weder französische grammatische Formen und Konstruktionen noch französische Phoneme eingedrungen sind.

Die Frage nach der Stellung des Jiddischen unter den germanischen Sprachen erfordert daher eine allseitige Betrachtung unter unerlässlicher Berücksichtigung des Verhältnisses von drei genetisch verschiedenen Komponenten sowohl in seinem Wortbestand als auch in seiner Grammatik und Phonetik.

II.

Es besteht keine Notwendigkeit, im Rahmen dieses Beitrags die gesamte Geschichte des Jiddischen darzulegen. Einige von ihren Momenten jedoch haben unmittelbaren Bezug auf das hier zu behandelnde Problem.

Das ist vor allem die Frage nach Zeit und Ort der Entstehung des Jiddischen als einer neuen germanischen Sprache. Die Tradition bezieht seinen Ursprung auf den Anfang des 2. Jahrtausends und auf Deutschland als seine Urheimat. In letzter Zeit setzt sich jedoch eine andere Ansicht durch, nach der sich das Jiddische von seinem deutschen Vorfahren etwa vier Jahrhunderte später und zwar außerhalb Deutschlands abgetrennt haben soll (Löttsch 1990: 7).

Zur Klärung dieser Frage wäre es zweckmäßig, sich einem breiteren ethnolinguistischen Kontext der Sprachsituationen in jüdischen Gemeinden verschiedener Länder zuzuwenden. Ein typischer Zug des Gesamtbildes ist einerseits weiter Gebrauch der Sprache jenes Volkes, unter dem sich die Juden aufhalten, und zwar nicht nur im Verkehr mit der umgebenden Bevölkerung, sondern auch als Erst- und Hauptsprache in Gemeinde und Familie. Andererseits ist es aber so, dass das Hebräische nicht nur allenorts im Religionsleben verwendet wird, sondern auch als Entlehnungsquelle für Bezeichnungen von vielen religiöser Reglementierung unterliegenden Gebrauchsgegenständen, Zuständen und Handlungen dient. Nicht zu unterschätzen ist auch weit verbreitete Verwendung der hebräischen Schrift für Texte in der jeweiligen Alltagssprache.

Durch starke Versetzung der jüdischen Rede in der Landessprache mit hebräischen Entlehnungen und dank Verwendung der hebräischen Schrift für anderssprachige Texte bildet sich im Rahmen der Landessprache eine ethnokulturelle Sondernundart der Jüdisch-Gemeinde. Solche Mundarten haben sich u. a. im Arabischen, Persischen, Türkischen, Georgischen, Spanischen herausgebildet. Umfangreiche Literatur ist z. B. dem jüdischen Dialekt des Amerikanisch-Englischen gewidmet (vgl. Rosten 1970). Dabei sei aber betont, dass weder zahlreiche lexische Entlehnungen noch eine auf einem fremden Buchstabensystem beruhende Schrift an und für sich eine solche ethnokulturelle Mundart grundsätzlich von der jeweiligen Sprache trennen, da sie ja den Bau dieser Sprache nicht berühren, nichts an ihrer genetischen Zugehörigkeit ändern und sie keinesfalls in eine „Mischsprache“ verwandeln.

Genau solcher ethnokultureller Mundart des Deutschen bedienten sich die Juden im mittelalterlichen Deutschland, wo sie sich, nach Schriftdenkmälern zu urteilen, nicht später als im 10. Jahrhundert herausgebildet hatte. Ihre Träger nannten sie *Iwre-Taytsch*, d. h. 'Jüdisch-Deutsch', was ihr Wesen als jüdische Mundart des Deutschen treffend charakterisiert. Die traditionelle Jiddistik schließt sie sowohl in die Geschichte des Jid-

dischen als seine Frühperiode als auch in die jiddische Dialektologie als Westjiddisch. In einer gemäßigeren Interpretation wird der Zeitraum vom 10. bis zum 14. Jahrhundert manchmal als „Vorgeschichte“ des Jiddischen betrachtet (Berkow 1996: 87). Aber die Frage, ob das Iwre-Taytsch eine besondere Sprache war oder lediglich eine Mundart des Deutschen blieb, verlangt eine eindeutige Antwort. Und diese Antwort liegt auf der Hand: Das Iwre-Taytsch hatte offensichtlich denselben linguistischen Status wie auch andere ethnokulturelle Mundarten, die in allen Ländern mit mehr oder weniger zahlreichen jüdischen Gemeinden entstanden waren. Mit wachsender Säkularisierung der jüdischen Bevölkerung Deutschlands schrumpfte die Verwendungssphäre des Iwre-Taytsch immer mehr ein, und im 18. Jahrhundert starb diese Mundart des Deutschen völlig aus.

Eine unabdingbare Voraussetzung für die Entstehung einer neuen Sprache durch Spaltung einer einheitlichen Ursprache bzw. durch Abtrennung von ihr ist bekanntlich räumliche Abgrenzung, weil ja eine einigermaßen längere Koexistenz von zwei nahverwandten Sprachen auf ein und demselben Territorium praktisch unmöglich ist. Genau so sind einesteils sowohl das Englische und Afrikaans als auch alle modernen skandinavischen Sprachen entstanden; andererseits, gerade fehlende räumliche Absonderung des Niederdeutschen vom Hochdeutschen hat seine Verselbständigung vereitelt, während sein niederländischer Zweig durch Abgrenzung die Selbständigkeit erlangt hat. Also konnte sich das Jiddische als selbständige Sprache nur außerhalb des deutschen Sprachraums herausbilden.

Günstige Voraussetzungen dafür ergaben sich im 13.-14. Jahrhundert durch Massenmigration der Juden aus Deutschland ostwärts, nach Polen und Litauen, die sich zu jener Zeit zu einem Einheitsstaat unter dem Namen Rzeczpospolita zusammengeschlossen hatten. Wie in allen anderen Ländern, eigneten sich die Juden auch hier die Lokalsprachen an – Polnisch, Ukrainisch und Belarussisch. Im Unterschied zur Sprachrealität der Judengemeinden in anderen Staaten aber wurden diese slawischen Sprachen hier nicht zu den Erstsprachen von Gemeinde und Familie, sondern lediglich zu Verkehrssprachen im Umgang mit der Nachbarbevölkerung.

Der Grund dieses unvollständigen Übergangs jüdischer Gemeinden auf die slawischen Sprachen lag in der besonderen Art jüdischer Siedlungen in Osteuropa. Im Unterschied zu den westeuropäischen Ländern, in denen die Juden in Städten mit ethnisch gemischter Bevölkerung siedelten, bekamen die jüdischen Gemeinden in Rzeczpospolita die Möglichkeit, auch ihre eigenen Siedlungen zu gründen, die den Status eines *Städtchens* erhielten (poln. *miasteczko*, ukrain. *mistetschko*, jidd. *schtetl*, Diminutivbildungen von resp. *miasto*, *misto*, *schtot* 'Stadt'). Es ist nur zu verständlich, dass die Lebensweise in solchen ethnisch homogenen Städtchen Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung wesentlich einschränkte und somit Erhaltung der aus Deutschland mitgebrachten Gemeinde- und Familiensprache begünstigte. Anfänglich war es natürlich das Iwre-Taytsch; jedoch unter den neuen Bedingungen, die seine ständigen Kontakte mit dem

Deutschen ausschlossen, fing zwangsläufig seine Entwicklung zu einer selbständigen Sprache an.

Es sei bemerkt, dass unter ähnlichen Bedingungen einer Ostmigration auch noch eine andere Sprache der Judengemeinden entstand: Die Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien vertriebenen und auf den Balkan übergesiedelten Juden hatten in der neuen Heimat das *Judeo-Español*, eine jüdische Variante des Spanischen, als ihre Gemeinde- und Familiensprache beibehalten, die sich mit der Zeit zum Ladino, einer selbständigen romanischen Sprache, entwickelte.

III.

Da es keine allgemein gültigen Normen des Jiddischen gibt, ist für uns auch die Wahl einer Sprachform wichtig, die eine adäquate Beschreibung sichern würde. Die Sache wird dadurch erschwert, dass alle gängigen Normen des Jiddischen bei all ihren zum Teil wesentlichen Unterschieden denselben gemeinsamen Mangel haben, nämlich einen recht großen Abstand zum realen Sprachgebrauch. Diese Tatsache lässt sich durch niedriges Ansehen des Jiddischen unter seinen Trägern im Laufe fast seiner ganzen Entwicklungsgeschichte erklären. In höheren sozial-kulturellen Funktionen konnte es zwei anderen Sprachen nicht den Rang streitig machen, die einen weitaus höheren Status hatten: Weltlich gebildete Juden zogen ihm das Hochdeutsche vor, für dessen minderwertige Variante sie das Jiddische hielten, während in religiösen Kreisen das Hebräische herrschte, das als *loschn-kojdesch* 'heilige Sprache' unvergleichlich höher im Ansehen stand als die plebejische *mame-loschn* 'Muttersprache'. Und als dann im 18. Jahrhundert mit Entstehung der weltlichen schönen Literatur und später auch der periodischen Presse in Jiddisch sich seine Normen bildeten, unterlagen diese dem stärksten Einfluss vonseiten dieser beiden Sprachen.

Der Einfluss des Deutschen äußerte sich hauptsächlich in der Korrektur jener grammatischen Formen und Konstruktionen, die im Laufe der natürlichen Evolution des Jiddischen als einer selbständigen Sprache von ihren deutschen Prototypen abgewichen waren und deshalb von den Normalisatoren als fehlerhaft abgelehnt wurden. In Wirklichkeit aber entstellten solche „Berichtigungen“ die Evolution des Jiddischen, denn sie verkannten die völlig gesetzmäßigen Prozesse der Verwandlung von deutschen Ausgangsformen und -konstruktionen in eigenständige Formen und Konstruktionen des Jiddischen als einer neuen germanischen Sprache, die im Entstehen begriffen war.

Der hebräische Einfluss auf die sich bildenden Literaturnormen des Jiddischen fand seinen Niederschlag in zweierlei Hinsicht. Das ist zum einen eine viel höhere Anzahl hebräischer Entlehnungen, als sie in der Alltagsrede gebraucht werden. In diesem Sinne richtet sich die Norm nach dem hohen Niveau der Hebräischkenntnisse, das erst in einer höheren religiösen Bildungsanstalt (*jeschiwe*), nicht aber in der allgemeinen (und, nebenbei gesagt, nur von Jungen besuchten) Grundschule (*chejder*) erreicht wurde. Der andere Aspekt betrifft die Rechtschreibung: Die Tradition verlangt es, hebräische Entlehnungen genau nach den heiligen Originaltexten zu schreiben. Somit wird das der jid-

dischen Schrift zugrunde liegende phonetische Prinzip getreuer Lautwiedergabe nur in Bezug auf Wörter germanischer und slawischer Herkunft angewendet; es erstreckt sich aber nicht auf semitische Wörter. Dabei ist zu beachten, dass die schriftliche Wiedergabe dieser letzteren in hebräischen Texten nur recht unvollständig ihrer Lautgestalt entspricht; in jiddischen Texten entbehrt ihre Schreibung praktisch jeglicher phonetischen Grundlage und erhält rein hieroglyphischen Charakter. Für solche „Exterritorialität“ von Entlehnungen in der aufnehmenden Sprache gibt es also keinerlei linguistische Begründung; sie wird lediglich durch die ideologische Forderung nach Erhaltung der „Heiligkeit“ dieses Bestandteils des Jiddischen unterstützt. Als in den 20er Jahren in der Sowjetunion Jiddisch zur Sprache der Schulbildung wurde und reiche Literatur, einschließlich Tageszeitungen, darauf erschien, wurde die orthographische Sonderstellung hebräischer Entlehnungen abgeschafft und ihre Schreibung von da an ausschließlich durch das phonetische Prinzip bestimmt. Aber die in anderen Ländern anerkannten Jiddischnormen nahmen den besonderen, durch die Tradition geheiligten orthographischen Status solcher Entlehnungen immer wahr.

Die übertriebene Sorge der Jiddischnormen um die Unantastbarkeit seiner Komponenten fremdsprachiger Herkunft – sowohl der deutschen grammatischen Formen und Konstruktionen als auch der hebräischen Lexik und Rechtschreibung – schafft eine verzerrte Vorstellung vom Bau dieser Sprache und führt zur Herabminderung ihrer Selbst- und Eigenständigkeit. Deshalb stützt sich der Autor dieser Zeilen bei der Erörterung des hier zu behandelnden Problems nicht auf künstliche Sprachnormen, sondern auf seine eigene langjährige Erfahrung im Verkehr auf Jiddisch in dessen wichtigsten Dialektvarianten. Die im weiteren angeführten jiddischen Beispiele werden in der in Löttsch (1990) angewendeten lateinischen Lautumschrift gegeben. Die Wortbetonung wird durch Großschreibung des entsprechenden Vokalbuchstabens bezeichnet.

IV.

Der Lautbau des Jiddischen hat sich im Ergebnis germanisch-slawischer Wechselwirkung herausgebildet. Im Vokalismus ist u. a. die für die germanischen Sprachen so typische, den slawischen Sprachen jedoch im allgemeinen fremde Phonemopposition der Dehnung (Länge bzw. Abruptheit) bei Monophthongen verloren gegangen, andererseits verraten die drei vorhandenen Verengungsdiphthonge ihre unverkennbar germanische Herkunft. Die Entstehung von palatalisierten Phonemen im Konsonantismus sowie die vergrößerte Anzahl von Zischlauten und Affrikaten sind ohne Zweifel dem slawischen Einfluss zu verdanken. Die Betonung in slawischen und hebräischen Entlehnungen ist germanisiert, d. h. dem Wortanfang näher verlagert worden (vgl. *lOpete* – poln. *topA* ‘Schaufel’; *chAßene* aus hebr. *chathunA* ‘Hochzeit’).

Da das Hebräische nicht als Umgangssprache auftrat, hat es den phonetischen Bau des Jiddischen in keiner Weise beeinflusst. Im Gegenteil: Hebräische Lehnwörter haben ihre Lautgestalt nicht nur hinsichtlich der Betonungsstelle verändert, sondern auch im Phonemaspekt, wie man es am letzten Beispiel sehen kann. Eine bemerkenswerte Folge

davon ist, dass ein bedeutender Teil der religiösen Juden nach wie vor die germanisierte (sogenannte „aschkenasische“) Version der hebräischen sakralen Texte im Gebrauch hat, die sich merklich von der heute geltenden Norm des modernen Iwrit unterscheidet. Dabei ist zu beachten, dass zum Unterschied von der jiddischen Schriftnorm, die um Erhaltung der originalhebräischen Schreibweise von Entlehnungen bemüht war, dieser Konservatismus sich nicht auf deren Lautgestalt erstreckte.

V.

Da den Kern eines Sprachsystems das grammatische Subsystem bildet, muss eine adäquate Vorstellung vom Verhältnis germanischer, slawischer und semitischer Komponenten in Entstehung und Evolution des Jiddischen vor allem ihre Rolle bei Herausbildung des grammatischen Baus dieser Sprache berücksichtigen. Der Beitrag von germanischen und semitischen Komponenten lässt sich mühelos einschätzen: Die Ersteren bilden ohne Zweifel die Grundlage des grammatischen Baus des Jiddischen, während der Einfluss der hebräischen Grammatik recht bescheiden war und sich hauptsächlich durch Erhaltung der Pluralform von entlehnten Substantiven männlichen Geschlechts mit der semitischen inneren Flexion und dem Suffix *-im* äußert (*chOjdesch* ‘Monat’ – plur. *chadOschim*). Dieses Beugungsmodell hat im Jiddischen sogar gewisse Produktivität erlangt, indem es einerseits einige nichtsemitische Wörter erfasst (*dOkter* ‘Arzt’ – plur. *doktEjrim*; *kAker* ‘Dreckfink’ – plur. *kakEjrim*), andererseits sich auf einige hebräische Wortverbindungen erstreckt, die im Jiddischen zu einem Wort zusammengewachsen sind und ihre Pluralform auf eine der Herkunftssprache unbekannte Weise bilden (*balebOß* ‘Wirt’ – plur. *balebAtim* aus hebr. *baal-ha-bAjth* ‘Hausherr’, plur. *baalei-ha-bathIm*; *klEsmer* ‘Musiker’ aus hebr. *klej-sEmer* ‘Musikinstrumente’ – plur. *klesmOrim*). Es handelt sich allerdings um eine Randerscheinung im grammatischen Bau des Jiddischen, die nicht an seiner Grundlage rüttelt.

Fasst man die germanische Grundlage des grammatischen Baus des Jiddischen ins Auge, so soll man das Germanische nicht mit dem Deutschen gleichstellen. Ohne Zweifel bildet das deutsche Erbe das Fundament der jiddischen Grammatik. Insofern sich das Jiddische als selbständige Sprache aber ohne ständige Kontakte mit dem Deutschen herausbildete, entwickelte es im Laufe seiner Entstehung und Evolution natürlicherweise auch eine ganze Reihe von Charakterzügen, die nicht auf das Deutsche zurückgehen. Einige davon sind bestimmten grammatischen Neuerungen in anderen germanischen Sprachen durchaus analog. So hat sich der unbestimmte Artikel im Jiddischen weit von seinem deutschen Vorfahren entfernt und ist praktisch mit dem englischen zusammengefallen, während der bestimmte Artikel nach wie vor dem deutschen nahe bleibt. Im nordöstlichen (litauisch-belarussischen) Dialekt des Jiddischen unterscheidet das Substantiv nur zwei Genera statt drei in den anderen Dialekten und dem Deutschen. Ein ähnlicher Übergang von der dreigliedrigen Kategorie des Genus zur zweigliedrigen fand auch in anderen germanischen Sprachen statt – im Niederländischen und in den meisten skandinavischen, – jedoch erfolgte er dort durch Zusammenfall des Maskulinums mit dem Fe-

minium, deren Einheitsform (das „gemeinsame“ Genus, Utrum) nun dem sächlichen Geschlecht (Neutrum) entgegensteht. In dem genannten Dialekt des Jiddischen dagegen ist das Neutrum verloren gegangen, wobei Substantive sächlichen Geschlechts zwischen den zwei erhaltenen Genusklassen, dem Maskulinum und dem Femininum, verteilt wurden.

Diese Beispiele zeugen davon, dass Evolutionsprozesse im grammatischen Bau des Jiddischen wie in jeder Sprache völlig selbständig verlaufen und vor allem durch inner-sprachliche Systemfaktoren bedingt werden. Solche Prozesse weisen oft Parallelercheinungen in anderen Sprachen auf, die ganz offensichtlich keinerlei Einfluss auf die Evolution der gegebenen Sprache haben konnten. In der Tat, es liegt auf der Hand, dass das Englische mit der Evolution des unbestimmten Artikels im Jiddischen nichts zu tun hatte und der Neutrumschwund in einem der jiddischen Dialekte nicht durch Einwirkung seitens irgendeiner anderen germanischen oder einer slawischen Sprache hervorgerufen wurde, weil diese einfach keine ähnliche Erscheinung kennen.

Aus dem Gesagten lässt sich schließen, dass man bei Erklärung von Evolutionsneuerungen durch anderssprachigen Einfluss besonders vorsichtig sein muss. Diese Forderung ist gerade in Bezug auf das Jiddische aktuell, dessen Charakteristik als „Mischsprache“ so tiefe Wurzeln geschlagen hat. Vorsicht ist vor allem geboten, wenn die Rolle des slawischen Faktors bei der Herausbildung des grammatischen Baus des Jiddischen betrachtet wird. Im Unterschied zum Deutschen, das zweifellos die führende Rolle in diesem Prozess spielte, und zum Hebräischen, dessen Rolle recht bescheiden war, haben die slawischen Sprachen den grammatischen Bau des Jiddischen in bedeutendem Maße beeinflusst. Für eine adäquate Einschätzung dieses Einflusses ist aber eine allseitige und sorgfältige Analyse mehrerer seiner Aspekte erforderlich, die sowohl eine Über-, als auch eine Unterbewertung von Ausmaßen und Resultaten des slawischen Einflusses auf die Entstehung und Evolution des Jiddischen ausschließen würde.

Die Ausmaße des slawischen Einflusses auf das grammatische Subsystem des Jiddischen sind in verschiedenen Sphären ungleich. Am stärksten ist die Morphologie des Verbs betroffen, während in der Sphäre der nominalen Morphologie der slawische Einfluss praktisch kaum zu merken ist. Nicht zu finden sind seine Spuren in den verbalen Kategorien der Person und des Numerus, die unmittelbar mit der nominalen Sphäre zusammenhängen: ebenso wenig in der Kategorie des Modus. Was die Kategorie des Tempus betrifft, die ihren Formenbestand im Jiddischen praktisch auf drei (Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft) reduziert hat und also mit der Struktur dieser Kategorie in den slawischen Sprachen zusammenfällt, so ist der Einfluss seitens der Letzteren nicht ganz ausgeschlossen; jedoch hat diese Kategorie dieselbe Struktur auch im Afrikaans. Es ist anzunehmen, dass der Formenbestand dieser Kategorie in beiden germanischen Sprachen nicht so sehr unter dem Einfluss irgendwelcher anderen Sprachen reduziert wurde; viel wesentlicher waren dabei wahrscheinlich gewisse spezifische Entstehungsbedingungen, gleichermaßen typisch sowohl für das Jiddische als auch für das Afrikaans.

Im Weiteren werden drei grammatische Sphären des Jiddischen betrachtet, bei deren Gestaltung meist Einfluss der slawischen Sprachen vermutet wird: Das sind die Kategorien des Aspekts und des Genus Verbi sowie die damit verbundene verbale Präfigierung.

VI.

Da die Kategorie des Aspekts in den slawischen Sprachen recht gut entwickelt ist, wird die Entstehung einiger neuer analytischer Aspektkonstruktionen im Jiddischen üblicherweise einem unmittelbaren slawischen Einfluss zugeschrieben. Bei näherer Betrachtung aber wird es klar, dass diese Vorstellung zumindest einer ernsten Korrektur bedarf.

Am gebräuchlichsten sind im Jiddischen zwei solche Konstruktionen. Die eine, die mit den Hilfsverben *ton* 'tun' bzw. *gebn* 'geben' und einem von einem Verb abgeleiteten Substantiv mit dem unbestimmten Artikel gebildet wird, stellt eine Handlung als momentan dar (*a klap ton* 'einmal klopfen'; *a kuk gebn* 'einen Blick werfen'), die andere, mit dem Hilfsverb *flegn* und dem Infinitiv eines Vollverbs, bezeichnet eine gewohnheitsmäßige Handlung in der Vergangenheit (*ich fleg lejenen* 'ich pflegte zu lesen'; *er flegt arbetn* 'er pflegte zu arbeiten'). Es sei bemerkt, dass solche Aspektkonstruktionen den drei slawischen Sprachen, mit denen das Jiddische im Laufe seiner ganzen Geschichte in ständigem Kontakt war, nicht eigen sind, so dass ihre Entlehnung aus dem Slawischen ausgeschlossen ist. Dafür finden aber beide Konstruktionen ihre genauen Entsprechungen im Englischen (*give a knock*; *have a look*; *used to read*). Man hat also allen Grund, hier parallel verlaufende Evolutionsprozesse der Bildung neuer analytischer Aspektkonstruktionen in zwei germanischen Sprachen zu sehen, die durch inner-sprachliche Faktoren bedingt wurden und von fremdsprachigem Einfluss unabhängig waren.

VII.

Die Entstehung einer kategorialen Verbform des reflexiven Genus, die es im Deutschen nicht gibt, gilt als ein besonders krasses Beispiel des slawischen Einflusses. Als Grundlage für die neue Verbform diente die Verbalgruppe mit dem Reflexivpronomen in entsprechender Person und Zahl, die im Deutschen keine analytische kategoriale Form ergeben hat. Im Unterschied zu deutschen Wortgruppen ist das Reflexivgenus im Jiddischen zu einer analytischen Form geworden, die mit dem einheitlichen, person- und numerusneutralen Hilfselement gebildet wird, das auf das deutsche Pronomen *sich* zurückgeht. Diese Form ist den entsprechenden analytischen Formen in zwei slawischen Sprachen ganz analog, in denen ebenfalls das reflexive Hilfspronomen verwendet wird: *się* im Polnischen, *s'a* in den westukrainischen Mundarten. Die Analogie des Reflexivgenus im Jiddischen mit seinen slawischen Parallelbildungen beschränkt sich nicht auf ihre Formstruktur, sondern erstreckt sich auf ihren semantischen Bereich sowie auf den Umfang der erfassten verbalen Lexik und ihre Gebrauchshäufigkeit in der Rede. Die

stärkste Einwirkung der slawischen Sprachen auf den Ursprung des Reflexivgenus im Jiddischen kann also nicht angezweifelt werden.

Dennoch weist dieser Evolutionsprozess einige wichtige Momente auf, die sich nur schwer durch direkten slawischen Einfluss erklären lassen. Beachtenswert ist vor allem eine charakteristische Besonderheit dieser Form im Jiddischen, die leider durch die Normierung der Sprachvarianten als eine von der deutschen Norm zu stark abweichende abgelehnt wird. Ich möchte mich hier auf meine eigene Erfahrung des Verkehrs auf Jiddisch mit Verfechtern der „Norm“ auf einer dieser Sprache gewidmeten Konferenz berufen. Als ich mit der üblichen Grußfrage angesprochen wurde, die soviel wie ‘Was ist zu hören?’, d. h. ‘Was gibt es Neues?’ bedeutet, war ich erstaunt, auch wirklich *woß hert sich?* zu hören, denn in normaler lebendiger Rede heißt es durchweg nur *woß herzach?*

Es ist nämlich so, dass die Entstehung der Kategorialform des Reflexivgenus im Jiddischen nicht mit Unifizierung des Hilfspronomens endete, sondern durch Spaltung des Reflexivpronomens *sich* in zwei Formen fortgesetzt wurde. Die eine bewahrt ihre ursprüngliche Lautgestalt, wird selbständig in der Bedeutung ‘sich’, ‘sich selbst’ gebraucht und kann Betonung tragen. Die andere, die nur als Hilfselement der reflexiven Verbform auftritt, ist immer unbetont, lautet *sach*, und in enklitischer Stellung unterliegt ihr erster Konsonant progressiver Assimilation mit der Verbendung *-t*, wobei sie beide zur Affrikate [z] verschmelzen. Sowohl die Spaltung des Reflexivpronomens mit Absonderung eines Reflexivsuffixes als auch morphologische Erscheinungen an seiner Grenze mit dem Verbstamm sind in den slawischen Sprachen weit verbreitet, was den Anlass zu geben scheint, auch diese Evolutionsstufe des Reflexivgenus im Jiddischen als Folge slawischen Einflusses zu betrachten. Allerdings fehlen diese Erscheinungen im Polnischen, also gerade in jener slawischen Umgebung, die bei der Herausbildung des Jiddischen ohne Zweifel die wichtigste Rolle spielte. Wenn der slawische Faktor tatsächlich an der Verwandlung des Reflexivpronomens in das Reflexivsuffix (wie *-s’a/-s’* im Ostslawischen) beteiligt war, so kann nur eine Einwirkung der ostslawischen Sprachen, des Belarussischen und des Ukrainischen, in Frage kommen. Was das Russische betrifft, so trat das Jiddische in aktiven Kontakt damit erst seit Ende des 18. Jahrhunderts, als die Herausbildung des grammatischen Baus des Jiddischen bereits abgeschlossen war.

Die Verwandlung des Hilfspronomens in ein Reflexivsuffix, die durch die „normierende“ Beschreibung des grammatischen Baus des Jiddischen mit Stillschweigen übergangen wird, zeugt von einer typologischen Tendenz zur Synthesierung von analytischen Formen dieser Sprache. Für die germanischen Sprachen ist diese Tendenz im Allgemeinen nicht charakteristisch – zum Unterschied von den romanischen und slawischen Sprachen, in denen sie weit verbreitet ist. Allerdings hat sie ihre Wirkungsspuren in den skandinavischen Sprachen hinterlassen, und zwar in derselben grammatischen Sphäre des Genus Verbi. Es handelt sich dabei um die analytischen Verbindungen von Verben mit den Reflexivpronomen – erst mit allen, später mit dem unifizierten *sik* ‘sich’, das mit der Zeit zum Reflexivsuffix *-sk* (heute *-st* in einem Teil dieser Sprachen, *-s*

im anderen) reduziert wurde (isländ. *finnast*, schwed. *finnas* ‘sich befinden’). Bei zweifellos starkem arealem Einfluss seitens der slawischen Sprachen also müssen die Entstehung und Evolution des Reflexivgenus im Jiddischen als ein Prozess betrachtet werden, der Parallelen und somit auch Systembedingtheit in anderen germanischen Sprachen aufweist.

VIII.

Starker Einfluss der slawischen Sprachen ist in der Sphäre der verbalen Präfigierung festzustellen. Diese ist bekanntlich sowohl in den germanischen als auch in den slawischen Sprachen gut entwickelt, die sich aber hinsichtlich der Struktur der präfixalen Verben wesentlich voneinander unterscheiden. Das germanische Präfigierungsmodell mit trennbaren Präfixen ist im Jiddischen erhalten geblieben, jedoch überwiegt der slawische Einfluss im Charakter der semantischen Modifizierung, die das Präfix zur Bedeutung des Verbs beiträgt. Das hat zur Folge, dass viele präfixale Verben im Jiddischen direkte Übersetzungen ihrer slawischen Vorbilder sind und zwischen Präfixen germanischer Herkunft und ihren slawischen Entsprechungen semantische Äquivalenz herrscht.

So ist das Präfix *unter*, das wie sein präpositionales Pendant *untere Lage* bzw. Bewegung nach unten bezeichnet, im Jiddischen der slawischen Vorsilbe *pod-* völlig gleich geworden und ist z. B. in der Form *unterwakßn* vertreten, die eine genaue Übersetzung beider Komponenten ihrer slawischen Entsprechung (poln. *podrastać*) darstellt, obwohl die Bedeutung dieses Verbs (‘aufwachsen’) der Grundbedeutung des Präfixes direkt widerspricht. Das Präfix *fanander*, das zum Unterschied von seinem deutschen Vorfahren *voneinander* morphologisch wie semantisch unzerlegbar ist, entspricht der slawischen Vorsilbe *roz-*, z. B. im Verb *fananderjogn* (poln. *rozganiać*), und zwar nicht nur in der Bedeutung ‘auflösen’, ‘auseinandertreiben’ (z. B. eine Menschenmenge), die die ursprüngliche Semantik bewahrt, sondern auch – wie im Slawischen – in der Bedeutung einer intensivierten Handlung (*a maschine fananderjogn* ‘Auto in vollen Lauf setzen’, ‘Vollgas geben’), wo diese Semantik verloren ist.

IX.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Verhältnis von genetischen, arealen und ethnokulturellen Faktoren in Entstehung und Evolution des Jiddischen, das das Zusammenwirken von Komponenten germanischer, slawischer und semitischer Herkunft in seinem Bau bedingt hat, etwa folgendermaßen aussieht: Die germanischen Komponenten bleiben in allen drei sprachlichen Subsystemen – dem grammatischen, dem phonetischen und dem lexischen – die entscheidend prägenden; die slawischen Komponenten hatten einen beachtenswerten Einfluss auf alle drei Subsysteme, ohne in einem von ihnen von ausschlaggebender Bedeutung zu sein; die semitischen Komponenten sind im Wortbestand des Jiddischen stark vertreten, haben aber die beiden anderen sprachlichen Subsysteme praktisch kaum berührt. Deshalb entbehrt die Vorstellung vom Jiddischen

als einer germanisch-slawisch-semitischen „Mischsprache“ jeder Grundlage (vgl. Löttsch 1990: 8).

Dabei sei ausdrücklich betont, dass es unrechtmäßig ist, die genetisch bedingte germanische Komponente im Bau des Jiddischen den unmittelbar vom Deutschen geerbten Komponenten gleichzusetzen. Außer dem deutschen Erbe schließt die germanische Komponente auch das gemeingermanische Evolutionspotential ein, auf dessen Grundlage im Jiddischen im Laufe seiner selbständigen Evolution Formen entstanden sind, die im Deutschen unbekannt, jedoch in anderen germanischen Sprachen, u. a. im Englischen und in den skandinavischen, vertreten sind. Daraus folgt, dass das Jiddische nicht allein keine „Mischsprache“, sondern auch kein Abklatsch des Deutschen ist; es ist ein vollberechtigtes Mitglied der germanischen Sprachgruppe, dessen Evolution im Ganzen nicht von den gemeingermanischen Tendenzen abgewichen ist, die im gewissen Grade mit außergermanischen Einflüssen auf einzelne Aspekte des Sprachbaus durchaus vereinbar sind.

Literatur

Berkow, W. P. 1996. *Sowremennyje germanskije jazyki*, St.-Petersburg.

Hutterer, C.-J. 1990. *Die germanischen Sprachen: ihre Geschichte in Grundzügen*, Budapest.

Löttsch, R. 1990. *Jiddisches Wörterbuch*, Leipzig.

Rosten, L. 1970. *The Joys of Yiddish*, New York.

Was ist „Jiddisch“? *Homepage der Abteilung für Jiddische Kultur, Sprache und Literatur der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf*. 1.12.2001

<<http://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/jiddisch>>

Joachim Raith (Essen)

Die /r/-Realisation im Ruhrgebiet. Oder T. Harden revisited

1. Voraussetzungen

Diese kleine Vergleichsstudie beruht auf einer empirischen Arbeit, die im Rahmen eines Seminars über Sprachvariation an der Universität Essen durchgeführt wurde. Angeregt durch verschiedene Expertenvorträge über empirische Untersuchungen im Bereich der Soziolinguistik entschieden wir uns die /r/-Realisation im Ruhrgebiet zu untersuchen. Die Studie orientiert sich im wesentlichen an der „klassischen“ Studie zur /r/-Realisation im Ruhrgebiet von Theo Harden (1981). Harden wollte mit seiner Arbeit einen Beitrag zur Erforschung der Ruhrgebiets Sprache leisten, da diese „nur selten Gegenstand einer systematischen Untersuchung gewesen ist“ (Harden, 3). Er bezeichnet die /r/-Realisation als einen „Teilbereich eines urbanen Subsystems“ (Harden, 1), und seine Studie ist gewissermaßen der Versuch, die Differenzhypothese Labovs auf deutsche Verhältnisse anzuwenden.

Hardens exakte Aufgabenstellung ist „die Realisation von r in bestimmten sprachlichen Umgebungen und in Abhängigkeit außersprachlicher Faktoren zu beschreiben, d. h. es sollen die Varianten des Phonems /r/ und ihre Signifikanz im sozialen Kontext beschrieben werden“ (Harden, 6). Eine Bemerkung zum Ruhrdeutschen oder Ruhrgebietsdeutschen ist hier am Platz. Unter Ruhrdeutsch versteht man gemeinhin eine regionale, urbane Vernakular im ‘Revier’, d. h. in den Industriestädten des Ruhrgebiets (zwischen Duisburg und Dortmund in West-Ost Richtung, zwischen Sauerland und Münsterland in Süd-Nord Richtung). Charakteristisch für das Ruhrdeutsche (im Vergleich zum Standarddeutschen) sind u. a. syntaktische Inkongruenzen im Gebrauch der Kasus, so die ‘Verwechslung’ von Dativ und Akkusativ und die von Nominativ und Akkusativ, sowie phonologisch-phonetisch die hier behandelte /r/-Realisation, die besonders präkonsonantisch von der Realisation im Standarddeutschen abweicht. Im Standarddeutschen haben wir als nicht-konsonantische Realisation einen schwa-ähnlichen Laut, im Ruhrdeutschen eine sehr viel offenere Variante.

Unverändert übernommen wurde

- die Aufgabenstellung Hardens: „... die Realisation von r in bestimmten sprachlichen Umgebungen und in Abhängigkeit außersprachlicher Faktoren zu beschreiben, d. h. es sollen die Varianten des Phonems /r/ und ihre Signifikanz im sozialen Kontext beschrieben werden.“ (Harden, 4)
- die Beschränkung der Untersuchung über die /r/-Realisation auf die Position V/r/K. Als nicht normgerecht gilt hierbei „die vokalische Substituierung bzw. die Elision von r.“ (Harden, 6)
- die Definition der Termini „Standardvariante“ und „Variation“ (Harden, 7)
- die erste Hypothese Hardens, dass die „Frequenz der konsonantischen r-Realisation ... in der Ruhrgebietssprache niedriger als in der Standardvariante“ ist (Harden, 7).

Unterschiede ergaben sich in Bezug auf folgende Aspekte:

- Bei Harden wurde die Untersuchung an zwei Oberhausener Schulen (Gymnasium, Grundschule) durchgeführt; hier fand die Untersuchung an der Essener Universität statt.
- Bei Harden waren die InformantInnen SchülerInnen; bei uns waren die InformantInnen StudentInnen.
- Bei Harden wurde das Sprachmaterial in vier verschiedenen Stilen (Wortliste, Interview, Diskussion, Spontaninterview) gesammelt; in unserer Studie wurden lediglich zwei verschiedene Stile (Wortliste, Lestext, cf. Appendix 6.1., 6.2.) getestet.
- Bei Harden findet sich eine Klassifikation der Informanten in „manuell tätig“ und „nicht manuell tätig“ (cf. Ammon, 15ff.), gemäß der Berufe ihrer Väter; hier erfolgt die Klassifikation der InformantInnen in die Kategorien Akademiker (Gruppe 1), Angestellte und Beamte (Gruppe 2) und Arbeiter (Gruppe 3), gemäß der Berufe der Väter (vgl. 2.).
- Die Hypothese Hardens ist, dass die „Frequenz der /r/-Realisation ... um so höher [ist], je höher der Sprecher auf einer sozio-ökonomischen Skala rangiert. Bei gleichem sozio-ökonomischen Status ist sie bei nicht manuell Tätigen höher als bei manuell Tätigen.“ Hier gilt unsere Hypothese, dass je höher der Sprecher auf einer sozio-ökonomischen Skala rangiert, die Frequenz der /r/-Realisation höher ist, d. h. sie ist bei Gruppe 1 höher als bei Gruppe 2 und bei dieser größer als bei Gruppe 3.

Unabhängig von Harden ist folgende Hypothese erarbeitet worden:

- Die /r/-Realisation ist abhängig vom vorausgehenden Vokal, d. h. die Laute /a/, /e/, /i/, /o/, /u/ haben einen unterschiedlichen Einfluss auf die verschiedenen Formen der Realisation von /r/.

2. Zur Datenerhebung

Ziel dieser Arbeit bei der Datenerhebung war es, einen möglichst hohen Grad der Homogenität zu erreichen. Die zu beachtenden relevanten außersprachlichen Faktoren waren der Ort der Befragung, der Zeitpunkt, die verwendeten Medien, der Kreis der Informanten sowie ihre sprachliche und soziale Herkunft und ihr derzeitiger Status, die weite-

ren Anwesenden und *last but not least* die Art der Beziehung zwischen Testpersonen und Interviewern (*observer's paradox*).

Es wurden insgesamt 63 StudentInnen befragt, zu einem Zeitpunkt, an dem normalerweise eine große Anzahl von StudentInnen in der Cafeteria der Universität anzutreffen sind. Der eigentliche Zweck der Untersuchung, die /r/-Realisation im Ruhrgebiet, blieb unbenannt. Den Informanten wurde lediglich gesagt, dass sie an einer Studie über Dialektforschung teilnehmen. Erklärten sie sich dazu bereit, mussten sie zuerst den Fragebogen ausfüllen (cf. Appendix 6.3.) und anschließend die Wortliste und den Text auf Band sprechen, wobei sie Wortliste und Lesetext vorher nicht einsehen konnten.

Da es ein Ziel der Untersuchung war, die /r/-Realisation mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Schicht zu verknüpfen, wurden die Informanten den Berufen der Eltern entsprechend in drei Gruppen eingeteilt: Gruppe 1 bildeten Akademiker, Gruppe 2 Beamte und Angestellte, Gruppe 3 Handwerker und Arbeiter. Wir sind uns bewusst, dass eine solche Einteilung in verschiedene soziale Schichten problematisch ist: Einerseits waren einige Berufsbilder zu vage, um sie in eine bestimmte Gruppe einordnen zu können, andererseits ergaben sich Komplikationen, wenn die jeweiligen Berufe unterschiedlichen sozio-ökonomischen Schichten zugeteilt werden mussten. Hardens Unterteilung in „manuell tätig“ und „nicht manuell tätig“ schien uns aber nicht ausreichend.

Von den insgesamt 63 befragten Informanten konnten anhand der Fragebögen 29 als „typische“ Ruhrgebietsprecher extrahiert werden: dann, wenn sie und günstigenfalls ihre Eltern im Ruhrgebiet geboren wurden und den Großteil ihres Lebens dort verbracht hatten. Die restlichen 34 Sprecher wurden nicht berücksichtigt, da sie teilweise erst vor einigen Jahren ins Ruhrgebiet gezogen waren oder lange Zeit in einer anderen Region gelebt hatten.

Bei der Analyse des Datenmaterials wurden vier Realisationen des /r/ unterschieden:

- konsonantische Realisation (als uvulares /r/)= K
- vokalische Realisation (als /a/-ähnlicher off-glide)= V
- Längung des vorangehenden Vokals = L
- Nullrealisation bzw. Elision = E

Diese Realisationen sind diagnostisch für das Ruhrgebietsdeutsch.

3. Auswertung der Daten

Für die 29 'ruhrgebiets-typischen' Testpersonen gab es insgesamt 1200 mögliche Realisationen von /r/ in der Umgebung V/r/K, davon jeweils 600 Realisationen aufgrund der Wortliste (Appendix 6.1.) und 600 aufgrund des Lesetextes (Appendix 6.2.). Die Distribution der /r/-Realisationen läßt sich wie folgt tabellarisch darstellen (Tabelle 1):

REALISATION	WORTLISTE	TEXT	GESAMT	PROZENT
K	46	13	59	4.92
V	307	324	631	52.67
L	166	167	333	27.79
E	80	95	175	14.61

Aus Tabelle 1 wird ersichtlich, dass die konsonantischen Realisationen mit 4.92% der Gesamtheit am geringsten sind und die vokalischen mit 52.67% über die Hälfte aller Realisationen ausmachen. Hoch ist auch die Anzahl der Längungen; Nullrealisationen bzw. Elisionen sind relativ gering.

Wie die Distribution der R-Realisationen zwischen Wortlisten und Lesetext aussieht zeigt Tabelle 2:

REALISATION	WORTLISTE	PROZENT	TEXT	PROZENT
K	46	7.5	13	2.1
V	307	51.1	324	54.0
L	166	27.6	167	27.8
E	80	13.3	95	15.8

Die konsonantischen Realisationen im Lesetext sind deutlich geringer als bei der Wortliste, wo der Fokus mehr auf der Form liegt. Das heißt, bei der Wortliste konzentriert sich der Sprecher mehr auf die Aussprache eines Wortes als beim Lesetext, wo inhaltliche Aspekte dominieren (cf. auch Labovs *Fourth Floor*-Untersuchung in New York).

Tabelle 3 zeigt die /r/-Realisationen in Bezug auf den vorangehenden Vokal:

KONTEXT	K	V	L	E
WORTLISTE	8	112	30	-
TEXT	5	114	30	-

Für die Untersuchung von postvokalischem /r/ wurden fünf Wörter selektiert. Die Vokale /a/, /e/, /i/ /o/, /u/ sollten darauf untersucht werden, inwieweit sie die /r/-Realisation beeinflussen. Die selektierten Wörter waren ARBEIT /a/, SCHERZ /e/, KIRSCHEN /i/, SCHNORCHEL /o/, WURST /u/. Für die 30 Sprecher ergaben sich 300 Möglichkeiten /r/ zu realisieren, 150 in der Wortliste und 150 im Text.

Bei der Gegenüberstellung der einzelnen Realisationen unter Berücksichtigung des vorangehenden Vokals ergeben sich folgende Werte:

WORTLISTE	K	V	L	E
nach /a/	1	-	29	-
nach /e/	3	27	-	-
nach /i/	2	28	-	-
nach /o/	1	28	1	-
nach /u/	1	29	-	-

TEXT	K	V	L	E
nach /a/	1	-	28	1
nach /e/	1	29	-	-
nach /i/	1	29	-	-
nach /o/	-	28	2	-
nach /u/	2	28	-	-

Besonders erwähnenswert ist, dass im Kontext nach /a/ durchweg eine Längung des Vokals eintritt, während in den anderen Fällen eine Diphthongisierung in Form eines *off-glide* stattfindet.

Folgende Tabelle zeigt die prozentuale Verteilung der /r/-Realisationen in Relation zu den sozio-ökonomischen Gruppen:

Sozio-ökon. Gruppe	K	% der Realisationen	V	% der Realisationen
Gruppe 1	39	3.36	281	24.26
Gruppe 2	9	0.77	431	37.22
Gruppe 3	11	0.91	387	32.30

Hier richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung zwischen konsonantischer und vokalischer Realisation, Längung und Elision werden nicht weiter verfolgt. Gruppe 1 besteht aus 8 Sprechern, Gruppe 2 aus 11 Sprechern, Gruppe 3 aus 10 Sprechern. Gruppe 1 hat den höchsten Anteil an konsonantischen Realisationen, die acht Sprecher realisieren 3.36% der konsonantischen /r/-Realisationsmöglichkeiten, gegenüber weniger als einem Prozent bei Gruppe 2 und 3. Dies könnte zumindest potentiell soziale Bedeutung haben. Die relativ hohe Frequenz konsonantischer /r/-Realisationen in Gruppe 1 (3.36%) lässt sich eventuell mit der Selbsteinschätzung dieser Gruppe ihren Status betreffend erklären. Interessant ist auch das Ergebnis der Gruppe 3: Der im Vergleich zu Gruppe 2 etwas höhere Anteil an konsonantischen Realisationen könnte damit zusammenhängen, dass diese Sprecher sich selbst höher einschätzen als sie aufgrund von 'objektiven' sozio-ökonomischen Kriterien eingestuft werden.

4. Interpretation und Zusammenfassung der Ergebnisse

Im Wesentlichen bestätigt diese empirische Untersuchung die Ergebnisse von Harden (1982),

- dass die konsonantische Realisation von /r/ im Ruhrgebietsdeutschen niedriger ist als im Standarddeutschen, wenngleich es in der Entwicklung der deutschen Standardsprache eine Tendenz dazu gibt, postvokalisches /r/ zu vokalisieren (cf. auch Harden, 135), wobei die Realisation des /r/ als *off-glide* im Ruhrgebietsdeutschen offener ist als im Standarddeutschen.
- dass die Häufigkeit der konsonantischen /r/-Realisation vom jeweiligen Stil abhängt; *focus on form* (Wortlisten vs. Lesetext) bedeutet größere Nähe zum Standard.
- dass die Frequenz der /r/-Realisation um so höher ist, je höher der Sprecher auf der sozio-ökonomischen Skala rangiert, wird *in toto* ebenfalls bestätigt.

Die unabhängig von Harden erarbeitete Hypothese

- dass die /r/-Realisation vom vorangehenden Vokal abhängig ist, wobei die einzelnen Vokale einen unterschiedlichen Einfluss auf die Realisation von /r/ haben, wird ebenfalls bestätigt: nach /a/ scheint Längung die häufigste Realisation zu sein, d. h. /a/ hat einen monophthongisierenden Einfluss mit gleichzeitiger Längung des Vokals

auf die nicht-konsonantische Realisation von /r/, während /i/, /e/, /o/, /u/ eine Diphthongisierung (wie in der berühmten /wuast/) bewirken.

In Anbetracht der Tatsache, dass unsere analysierten Daten nur rund 5% konsonantische /r/-Realisationen enthalten, dass ihnen aber rund 95% andere Realisationsformen gegenüberstehen (vor allem vokalischer *off glide* und Längung), und dass unsere Daten in relativ formellen Stilen, Wortliste und Lesetext, gewonnen wurden, darf man vermuten, dass die tatsächliche Frequenz konsonantischer /r/-Realisationen in natürlicher unbeachteter Umgangssprache noch geringer sein wird als besagte 5%.

5. Literatur

Ammon, Ulrich (1973): *Dialekt und Einheitssprache in ihrer sozialen Verflechtung*. Weinheim.

Harden, Theo (1981): *Untersuchungen zur R-Realisation im Ruhrgebiet*. Wiesbaden (ZDL Beihefte 40).

Labov, William (1966): *The Social Stratification of English in New York City*. Washington, D. C.

6. Appendix

6.1. Wortliste

Weg	Wetter	verquirlt
Arbeit	Scherz	wirken
Uwe	irrsinnig	Würde
Wurst	erwidern	gewürgt
Kirschen	Fernsehen	Ausrüstung
vierjährig	Film	Schnorchel
Klaus	Larven	warten
Harpune	Kurve	Marx
Arm	Straße	Buch

6.2. Lesetext

Auf dem Weg zur Arbeit aß Uwe Wurst und Kirschen. Dann traf er den vierjährigen Klaus mit der Harpune unter dem Arm und machte einen Scherz über das Wetter. Klaus lachte irrsinnig und erwiderte, dass er im Fernsehen einen Film über Larven gesehen hätte: „Kirschen sind giftig!“ Uwe warf unterdessen die Kerne auf die Straße und sagte: „Verquirlt sind sie nicht schädlich“, bemerkte aber, dass sie langsam anfangen zu wirken. Klaus fühlte sich in seiner Würde gekränkt und hätte ihn am liebsten gewürgt. „Dir fehlt nur noch ein Schnorchel zu deiner Ausrüstung!“ Uwe konnte nicht länger warten, setzte seinen Weg zur Arbeit fort und dachte dabei an Marx.

6.3. Fragebogen

6.3.1. weiblich [] männlich [] Alter []

6.3.2. Sind Sie im Ruhrgebiet geboren? ja [] nein []

6.3.3. Wenn ja, wo?

6.3.4. Wenn nein, in welchem Alter sind Sie ins Ruhrgebiet gekommen?

6.3.5. Haben Sie immer hier gelebt?

6.3.6. Wenn nicht, wo und wie lange haben Sie zeitweilig an anderen Orten gelebt?

6.3.7. Beruf des Vaters

6.3.8. Beruf der Mutter

6.3.9. Haben Ihre Eltern den überwiegenden Teil ihres Lebens im Ruhrgebiet verbracht?



Projektgruppe SPREEG¹

Was Kinder sprechen! Überlegungen zu einer Sprachenerhebung an Essener Grundschulen

1. Zusammenfassung

In einem auf eine Dauer von zwei Jahren angelegten Projekt „Sprachenerhebung Essener Grundschulen“, das an der Universität Essen in den Bereichen „Deutsch als Zweit- und Fremdsprache“ und „Türkisch“ durchgeführt wird, sollen mittels einer Befragung aller Grundschülerinnen und -schüler der Stadt Essen Daten über Verwendung und Kenntniss von Sprachen bei diesen Kindern gewonnen werden. Ziel der quantitativen Erhebung, die sich am niederländischen Muster der „Home Language Surveys“ (HLS) orientiert, ist die Erstellung eines *Sprachenprofils* für die Essener Grundschulen. Der Begriff „Sprachenprofil“ umfasst dabei statistische Daten sowohl über die „Haussprachen“ (*home languages*) von Schülerinnen und Schülern, ihre jeweiligen sprachlichen Kompetenzen, ihren mehrsprachigen Sprachgebrauch und ihre Sprachpräferenzen als auch ihre Schul(fremd)sprachen.

Damit soll anhand einer nordrhein-westfälischen Großstadt exemplarisch eine neue Grundlage zur Bedarfsfeststellung und -planung von muttersprachlichem Unterricht, Integrationshilfen und Förderunterricht geschaffen und das bisherige Angebot in diesem Bereich überprüft werden. Entscheidend und neu ist, dass diese Bedarfsfeststellung völlig unabhängig von der Staatsangehörigkeit oder Herkunft der Schüler erhoben wird.

Gleichzeitig entsteht ein genaues Bild der gesellschaftlichen und individuellen Mehrsprachigkeit in einer nordrhein-westfälischen Großstadt, dessen Übertragbarkeit auf andere Großstädte Nordrhein-Westfalens zu erwarten ist und das national und international in Bezug zu vorangegangenen Untersuchungen in anderen europäischen Großstädten gesetzt wird (vgl. 2.2 und 2.4).

¹ Rupprecht S. Baur, Christoph Chlosta, Emel Huber, Torsten Ostermann, Christoph Schroeder (Essen), in Zusammenarbeit mit Jürgen Becker (Schulamt der Stadt Essen), Jagoda Illner (Landesinstitut für Schule und Weiterbildung, Soest) und Helmut Schweitzer (RAA/Büro für interkulturelle Arbeit, Essen).

Die in diesem Projekt ermittelten Daten sind zudem Bezugsgröße für zukünftige Untersuchungen in den Arbeitsbereichen Schulentwicklung und -steuerung sowie der schulischen Kontextforschung, und sie können als Grundlage für nachfolgende qualitative Untersuchungen dienen.

2. Erläuterung des Projekts

2.1 Die Ausgangslage

Die Förderung von Mehrsprachigkeit ist erklärtes Ziel der europäischen Staaten und der Bildungspolitik in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland, besonders auch Nordrhein-Westfalens.² Der Begriff „Mehrsprachigkeit“ bezieht sich dabei nicht nur auf die etablierten Schulfremdsprachen, sondern auch auf die „natürliche“ Zwei- und Mehrsprachigkeit von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Sie soll als gesellschaftliche Ressource wahrgenommen und schulisch gefördert werden.

Bildungspolitisch ist es erforderlich, dass eine Zuwanderungsgesellschaft über genaue sprachliche Daten ihrer Schülerpopulationen verfügt. Vor allem aber sind Daten über die Mehrsprachigkeit von Schülerinnen und Schüler bildungspolitisch von Interesse; sie erlauben eine verlässliche Bedarfsfeststellung für den muttersprachlichen Unterricht und den Bedarf an Förderkonzeptionen im Bereich Deutsch als Zweitsprache sowie für die Entwicklung von Unterrichtskonzeptionen und Lehrmaterialien für den muttersprachlichen und den zweitsprachlichen Bereich.

Die genaue Kenntnis der Sprachenvielfalt erhöht gleichzeitig die Sensibilität einer Gesellschaft für ihre eigene Mehrsprachigkeit und stellt den in bundesdeutschen Schulen vielfach vorherrschenden „monolingualen Habitus“ (Gogolin 1994) in Frage. Exakte Daten über Mehrsprachigkeit spielen darüber hinaus eine wichtige Rolle bei der Definition und Identifizierung von Bevölkerungsgruppen in einer multikulturellen Gesellschaft, da Sprache neben Religion und kulturellen Selbstzuschreibungen wesentlich für die Selbstdefinition von Minderheitengruppen ist (Fishman 1989).

Dabei ist es sinnvoll, nicht lediglich Daten über die zahlenmäßige Verteilung von Sprachen zu erheben („Wer spricht welche Sprache?“), sondern nach dem Grad der *Vitalität* der betreffenden Sprachen zu fragen, also nach den Fertigkeiten (Verste-

² Vgl. u. a. Europarat (1995): „Die Vertragsparteien treffen erforderlichenfalls Maßnahmen auf dem Gebiet der Bildung und Forschung, um die Kenntnisse der Kultur, Geschichte, Sprache und Religion ihrer nationalen Minderheiten *wie auch der Mehrheit* [unsere Hervorhebung] zu fördern ...“ siehe auch: Rat der europäischen Gemeinschaften (1977) sowie Kultusministerkonferenz der Länder (1978): „Der Mehrsprachenerwerb wird für möglichst viele Schüler angestrebt ...“; ferner Kultusministerkonferenz der Länder (1996): „Ziel muß es auch sein, die Mehrsprachigkeit zu erhalten bzw. zu schaffen ...“; Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen (1992); Landeszentrum für Schule und Weiterbildung (1998); vgl. auch Gogolin, Neumann und Reiter (2001) als Überblick über die Erlasslage sowie programmatisch Behler (2000): „Deutsch und Türkisch gleich gut zu beherrschen, das ist der besondere Gewinn für ein Kind türkischer Herkunft – ein ganzes Leben lang. Es ist aber auch ein Gewinn für die Gesellschaft ...“.

hen/Sprechen/Lesen/Schreiben), die in den Sprachen beherrscht werden, nach den Situationen, in denen diese Sprachen verwendet werden, nach den eigenen Einschätzungen über den Grad der Beherrschung dieser Sprachen und den sprachlichen Präferenzen. Erst Aussagen über die Vitalität erlauben verlässliche soziolinguistische, demographische und vor allem bildungspolitisch verwertbare Grundlagen für Bedarfsfeststellungen und die Entwicklung von Förder- und Unterrichtskonzeptionen bzw. Lehrmaterial.

Statistische Übersichten über „ausländische Schüler und Schülerinnen“ erweisen sich im Sinne des oben Dargestellten in zunehmendem Maße als unzuverlässig. Pfaff und Illner (2000) fassen zusammen:

„Der Aufteilung der Schüler in Deutsche und Nichtdeutsche folgt auch die Begriffswahl im Runderlass des Ministeriums „Unterricht für ausländische Schülerinnen und Schüler“ aus dem Jahr 1982 (BASS 13-63 Nr. 3). Er bestimmt seine Zielgruppe anhand der ausländischen Staatsangehörigkeit der Schüler, also eines rechtlichen Gesichtspunkts. Eine solche Sicht ist heute nicht mehr angebracht und wird aufgrund der Reform des Staatsangehörigkeitsrechts weiter an Bedeutung verlieren. Allein die Staatsangehörigkeit eines Schülers sagt nichts darüber aus, ob er befristet oder auf Dauer in Deutschland lebt, welche Muttersprache er spricht, ob er einsprachig oder mehrsprachig aufwächst, und welche schulischen Angebote für ihn sinnvoll oder notwendig sind.“

Im gleichen Maße ist ein Rückschluss vom Herkunfts- oder Geburtsland einer Schülerin/eines Schülers bzw. der Eltern oder gar Großeltern auf ihre/seine Sprache aus mehreren Gründen unzuverlässig:

- Die Schülerinnen und Schüler des muttersprachlichen Unterrichts, des muttersprachlichen Unterrichts anstelle einer zweiten Fremdsprache und des Förderunterrichts Deutsch als Fremdsprache machen in zunehmendem Maße von den reformierten Einbürgerungsmöglichkeiten Gebrauch und sind bzw. werden deutsche Staatsbürger.³
- Schülerinnen und Schüler aus binationalen Ehen mit einem deutschen Elternteil sind ebenfalls deutsche Staatsbürger.
- Schon das bisherige Verfahren erlaubte aus mehreren Gründen keine verlässlichen Rückschlüsse auf die Sprache(n), die Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund sprechen:
 - Zum einen ist gesellschaftliche Mehrsprachigkeit international der Normalfall.⁴ Dass Gruppen eine Sprache sprechen, die nicht die Amtssprache ihres Herkunftslandes ist, ist in diesem Zusammenhang erwartbar und häufig der Fall.⁵ Entsprechend ist es in vielen Fällen nicht zulässig, die Amtssprache des Herkunftslandes als die tatsächlich gesprochene Sprache zu identifizieren.

³ Wie die Nationalitätenverteilung in dieser Schülergruppe z. Zt. ist, kann laut Angabe des Statistischen Landesamtes von Nordrhein-Westfalen nicht ermittelt werden.

⁴ Vgl. hierzu programmatisch und eindrucklich Prasanna Pattanayak (1992).

⁵ Ein klassisches Beispiel hierfür sind die Kurden in der Türkei.

- Gleichzeitig lässt auch die proportionale Verteilung der Sprachen in dem jeweiligen Heimatland keinen Rückschluss auf die Verteilung der Sprachen in den jeweiligen Einwanderergruppen in der Bundesrepublik Deutschland zu. Vielfach migrieren gerade gesellschaftlich unterdrückte Minderheiten oder werden zur Flucht gezwungen. Entsprechend ist die proportionale Verteilung von Minderheitensprachen in einer Einwanderergruppe meist höher als in dem Herkunftsland dieser Gruppe. So kann davon ausgegangen werden, dass innerhalb der Gruppe der türkischen Staatsangehörigen in Deutschland der proportionale Anteil u. a. der Kurdisch-, Arabisch- und Aramäischsprachigen größer ist als in der Türkei. Daneben können Angehörige der Volksgruppen der Berber aus Marokko, der Kurden aus dem Libanon oder der Tamilen aus Sri Lanka hier als Beispiele angeführt werden.⁶
- Darüber hinaus gibt es Gruppen ohne territorialen Status (z. B. die Roma), und man muss teilweise von ethnisch oder sprachlich gleichen Minderheitengruppen aus verschiedenen Ländern ausgehen (z. B. Berber [Marokko, Algerien] und Kurden [Türkei, Irak, Iran, Syrien, Libanon]), was Hochrechnungen weiter verkompliziert.
- Noch unklarer ist die Situation bei der Erfassung der Sprachen der Aussiedler. Häufig ist bei ihnen die Sprache ihres Herkunftslandes die Erstsprache; doch nehmen die Schülerstatistiken ihre Herkunftsländer nicht auf. Gleichzeitig sind hier Rückschlüsse vom Herkunftsland auf die gesprochene Sprache problematisch: Zum einen kann Deutsch noch Erstsprache sein; zum anderen ist das als „Deutsch“ Benannte zumeist ein deutscher Dialekt. Deutsch muss als Fremdsprache gelernt werden; dies geschieht oft über die Sprache des Herkunftslandes (Behrend 1998). Zum dritten ist die Verwendung des Begriffs „Herkunftsland“ durch die Deportationen in der Stalinzeit in Kombination mit dem Zerfall der Sowjetunion in den 90er-Jahren hier problematisch. So sind beispielsweise die aus der Republik Kasachstan Ausgesiedelten erst Ende der 30er-Jahre bzw. 1941 aus der europäischen Sowjetunion dorthin gekommen.

Während sich also einerseits mit den vorhandenen Daten kein Mehrsprachigkeitsprofil von Schülerpopulationen erstellen lässt,

- wird andererseits im Zuge eines stärkeren Zusammenrückens der europäischen Staaten Mehrsprachigkeit bildungspolitisch aufgewertet,
- steigt der Prozentsatz der zwei- und mehrsprachig aufwachsenden Kinder (Pfaff und Illner 2000),
- ist die Vitalität der Einwanderersprachen ungebrochen,
- ist die Bildungspolitik aufgerufen, das sprachliche Wissen von mehrsprachigen Schülerinnen und Schülern stärker in den Schulalltag einzubinden.

⁶ Vgl. exemplarisch zu marokkanischen Kindern in der Bundesrepublik Deutschland Mehlem (1998).

Bildungspolitiker, Schuladministration und Bildungsforscher müssen entsprechend nach neuen Wegen suchen, mit denen die Mehrsprachigkeit von Schülerinnen und Schülern, also ihre Sprachen *und* deren Vitalität *ohne* Rückgriff auf das Herkunftskriterium ermittelt werden können.

2.2 Stand der Forschung

In den klassischen Einwanderungsländern (Australien, Kanada, USA) ist aufgrund einer radikal anderen Einbürgerungspolitik ein Rückschluss von der Staatsbürgerschaft auf die ethnische Zugehörigkeit oder Sprache von vornherein ausgeschlossen; hier wird die Muttersprache im Zusammenhang mit Volkszählungen erhoben.⁷ In traditionell multi-ethnischen und mehrsprachigen Staaten wie beispielsweise Südafrika wird ähnlich verfahren.⁸ In den Ländern der europäischen Gemeinschaft dagegen bestehen keine oder nur wenige Erfahrungen mit großflächigen sprachlichen Erhebungen. Eine Ausnahme ist Großbritannien: Die Stadt London hat in den Jahren 1998-1999 eine Untersuchung zu den Sprachen Londoner Schülerinnen und Schüler durchgeführt (Baker und Eversley 2000). Dabei wurde jedoch nicht nach der Vitalität der jeweiligen Sprachen gefragt. In Wales und Schottland wird dagegen nach dem Grad der Beherrschung der territorialen Minoritätensprache Walisisch bzw. Gälisch gefragt. Immigrantensprachen sind jedoch nicht berücksichtigt (Sillitoe 1987, Sillitoe und White 1992).

In Deutschland und anderen Ländern der EG sind zwar sporadisch Untersuchungen zur Vitalität einzelner Migrantensprachen durchgeführt worden, diese Untersuchungen beschränkten sich jedoch auf nicht quantifizierbare soziale Gruppen (Schüler ausgewählter Grundschulen, einzelne Familien, Jugendgruppen etc.).⁹ Außerdem liegen schulbezogene Erfahrungen der Arbeit mit dem vom Europarat initiierten „Europäischen Portfolio für Sprachen“ vor (Christ 1998),¹⁰ hier sei insbesondere auf den Modellversuch des Bundeslandes Nordrhein-Westfalen verwiesen (Landesinstitut 1998). Es handelt sich bei dem Portfolio jedoch um ein Instrument, in dem Stationen und Ergebnisse von Sprachlernprozessen aufgezeichnet sowie Beurteilungen der erreichten Fähigkeiten dokumentiert werden sollen. Ein quantifizierbarer Vergleich der Vitalität einzelner Sprachen oder auch nur eine Auflistung der tatsächlich gesprochenen Sprachen innerhalb ei-

⁷ Vgl. zu Australien: Kipp, Clyne, Pauwels (1995), zu Kanada: De Vries (1989) und De Vries, Vallee (1980), zu den USA u. a. Fishman (1989).

⁸ Zu den südafrikanischen Zensusergebnissen: Van der Merwe, van Niekerk (1994). Zur entsprechenden Methodendiskussion siehe Broeder und Extra (1999: 16ff.)

⁹ Vgl. die Überblicke in: Extra und Verhoeven (1993a, 1993b, 1998). Siehe zu einer Hamburger Sprachstandsuntersuchung mehrsprachiger Grundschülerinnen und -schüler: Institut für Interkulturelle Bildung, Universität Koblenz-Landau (2001); vgl. auch Benholz, Lipkowski, Schroeder (2001) zu einer qualitativ orientierten Erhebung des Sprachstands mehrsprachiger Grundschülerinnen und -schüler in Essen.

¹⁰ Inzwischen liegt auch ein Portfolio der Sprachen für Nordrhein-Westfalen vor, siehe Landesinstitut (2000).

ner Region (Schulbezirk, Gemeinde, Stadt, Bundesland u. Ä.) ist weder methodisch in die Arbeit mit dem Portfolio integrierbar noch beabsichtigt.

Ein neuer Forschungsansatz wurde in den Niederlanden entwickelt. Dort werden (nach skandinavischem Vorbild) seit einigen Jahren verstärkt Untersuchungen durchgeführt, die explizit *sprachenorientiert* sind, sogenannte *home language surveys* (HLS). Entwickelt wurde dieser Ansatz von der Forschungsgruppe „Babylon“ an der Universität Tilburg unter der Leitung von Guus Extra.

Die HLS sind quantitative Untersuchungen, die gleichzeitig in allen Schulen gleichen Schultyps eines bestimmten Bezirks (Stadt/Gemeinde/Kreis) durchgeführt werden. Mit ihrer Hilfe werden *Sprachenprofile* von Schülerpopulationen einzelner Schulen und Schulbezirke völlig unabhängig von ihrer Staatsangehörigkeit bzw. Herkunft festgestellt.

Der Begriff *Sprachenprofil* umfasst dabei statistische Daten über die „Haussprachen“ (*home languages*) von Schülerpopulationen, das heißt konkret

- das Sprachenrepertoire (welche Sprachen werden gesprochen?)
- die Fertigkeiten, die in diesen Sprachen beherrscht werden (Verstehen/Sprechen/Lesen/Schreiben)
- die Sprachenwahl (welche Sprache wird mit wem gesprochen?)
- die Sprachdominanz (Selbstklassifikation: welche Sprache wird am besten gesprochen?)
- die Sprachenpräferenz (welche Sprache wird am liebsten gesprochen?)

Außerdem wird nach den „Schul(fremd)sprachen“ gefragt (welche Sprachen – Fremd- oder Muttersprache(n) – werden in der Schule und anderswo gelernt?).

Zusätzlich werden biographische Daten der Schülerin/des Schülers erhoben (Alter, Geschlecht, Schultyp, Klassenstufe, besuchte Schule, Herkunftsland der Schülerin/des Schülers und seiner Eltern).

Bejaht der befragte Schüler/die Schülerin nach der Erfassung der biographischen Daten die Initialfrage („Wird bei euch zu Hause jemals eine andere Sprache als Niederländisch gebraucht?“), werden die „Haussprachen“ abgefragt, also die im Familienkreis gesprochenen Sprachen. Darauf folgen Fragen zur Sprachenwahl, -dominanz und -präferenz sowie zu den Schul(fremd)sprachen der Schülerinnen und Schüler. Zu letzteren werden auch diejenigen Schülerinnen und Schülern befragt, die die Initialfrage nach anderen Haussprachen als dem Niederländischen mit „nein“ beantwortet haben.

Es sind bereits in einer Reihe von niederländischen Gemeinden und Städten Erfahrungen mit HLS gesammelt worden;¹¹ gegenwärtig werden Untersuchungen in Südafrika durchgeführt, und ein Vergleich europäischer Großstädte auf der Basis von HLS befindet sich im Abschlusstadium (vgl. auch 2.4).¹²

¹¹ Ergebnisberichte liegen vor für: Helmond, Leeuwarden, Nieuwegein, Purmerend, Roosendaal, Utrecht.

¹² Siehe die Projektskizze in European Cultural Foundation (2000).

Die einheitliche Form des Fragebogens, der bei den HLS eingesetzt wird, erlaubt seine computergestützte Auswertung. Auf der Grundlage dieser Auswertung wird ein Sprachenprofil der Schülerpopulation in dem betreffenden Untersuchungsbezirk in Form eines umfangreichen Berichts erstellt.

Der Bericht leistet zunächst:

- eine Auflistung der absoluten Daten zu der Distribution der Haus- und Schulsprachen (Größe der Gruppen, Korrelation der Haus- und Schulsprachen),
- eine Darstellung der Sprachenprofile der einzelnen Sprachengruppen (Repertoire, Beherrschung, Sprachenwahl, Sprachendominanz, Sprachenpräferenz),
- einen Vergleich der Sprachengruppen miteinander („Vitalitätsvergleich“),
- eine Korrelation aller sprachbezogenen Daten mit den biographischen Daten der Schülerinnen und Schüler.

2.3 Das Projekt SPREEG

Die Durchführung eines *home language survey* in allen Klassen der Grundschulen der Stadt Essen (Sprachenerhebung Essener Grundschulen – SPREEG) wird im Frühjahr 2002 stattfinden. Gefragt wird entsprechend dem inhaltlichen Muster der Tilburger Vorgehensweise nach den Haus- und Schulsprachen *aller* Schülerinnen und Schüler sowie nach der Vitalität ihrer Haussprache(n). Damit soll das Sprachenprofil der Essener Grundschülerpopulation ermittelt werden. Im Sinne der in 2.1 geschilderten Ausgangslage erwarten wir als Ergebnis u. a. eine verlässliche Grundlage für die Bedarfsfeststellung in Bezug auf den muttersprachlichen Unterricht, den Bedarf an Förderkonzeptionen für Deutsch als Zweitsprache, sowie für die Entwicklung von Unterrichtskonzeptionen und Lehrmaterialien für beide Bereiche. Gleichzeitig wird den beteiligten Schulen ein Überblick über die unter ihren Schülerschaften vorhandene Sprachenvielfalt geboten, und es entsteht exemplarisch ein Bild von der tatsächlichen Mehrsprachigkeit in einer nordrhein-westfälischen Großstadt.

Als Untersuchungsgruppe wurden Grundschulschülerinnen und -schüler ausgewählt. Untersuchungsergebnisse in Bezug auf die Altersgruppe der 6- bis 10-jährigen Schülerinnen und Schüler liefern zum einen die besten Grundlagen für eine Entwicklungsplanung; zum anderen ist die Bindung an die Haussprache in diesem Alter noch am stärksten.

Auf der Grundlage der vorliegenden Untersuchung können später Vergleichsuntersuchungen in den Sekundarstufen stichprobenartig erfolgen.

2.3.1 Warum eine Sprachenerhebung in Essen?

Die Projektgruppe versteht die Essener Sprachenerhebung als eine Studie, mit der nicht nur unmittelbar zum Nutzen der städtischen Unterrichtsentwicklungsplanung, sondern auch exemplarisch für andere Städte und Gemeinden in Nordrhein-Westfalen die Aussagefähigkeit einer derartigen Erhebung aufgezeigt wird.

Die geplante Untersuchung soll sich nicht nur auf einen einzelnen Stadtteil erstrecken, da eine derartige Einschränkung nicht die gewünschte Verallgemeinerbarkeit zulässt. So würde z. B. die Konzentration auf Stadtteile mit hohem Ausländeranteil eben jene Bevölkerungsgruppen außer Acht lassen, die aus anderen europäischen Ländern zugewandert sind, etwa Niederländer, Engländer und Franzosen, und über das Stadtgebiet verteilt leben. Eine flächendeckende Erfassung der gesamten Stadt kann u. a. auch deutlich machen, dass gesellschaftlich „anerkanntere“ Sprachen (wie z. B. das Niederländische in Essen) wesentlich stärker präsent sind als öffentlich bekannt. Insgesamt kann eine Erfassung der gesamten Stadt somit zur Versachlichung der Debatte dahingehend beitragen, dass die Mehrsprachigkeit als gesellschaftliche *Ressource* und nicht als Problem interpretiert wird.

Die Stadt Essen bietet sich in diesem Zusammenhang als eine Großstadt an, bei der einerseits der Anteil an ausländischer Bevölkerung leicht unter dem Landesdurchschnitt liegt (9,5% in Essen, 11,1% in NRW). Andererseits weist jedoch die strukturelle Distribution der Stadtteile eine hohe Heterogenität auf.¹³ Die Heterogenität liefert die für eine sozialwissenschaftliche Untersuchung notwendigen Kontraste; zusammen mit der „Durchschnittlichkeit“ im Stadtniveau lässt sich so ein Höchstmaß an Verallgemeinerbarkeit erwarten.

Neben den sozialstrukturellen Faktoren, die Essen für die Untersuchung anbieten, verfügt die Stadt über eine gut strukturierte Schullandschaft, d.h. gute Angebote im Bereich des Fremdsprachenlernens, des muttersprachlichen Unterrichts, der zweisprachigen Alphabetisierung in Grundschulen¹⁴ und der Fördermaßnahmen im Bereich des Deutschen als Zweitsprache (u. a. auch die an der Universität Essen eingerichteten Förderkurse für ausländische Schülerinnen und Schüler), die eine exemplarische Bedarfsüberprüfung und -feststellung sinnvoll machen. Und nicht zuletzt ist die interkulturelle Arbeit, in deren Rahmen auch dieses Projekt gestellt werden kann, ein erklärtes Ziel der Stadt Essen.¹⁵

Gleichzeitig sind die institutionellen Voraussetzungen für die Durchführung eines HLS in Essen in besonderem Maße gegeben, da bereits in der Projektplanung das Landesinstitut für Schule und Weiterbildung des Landes NRW, das Büro für interkulturelle Arbeit in der RAA Essen sowie die Essener Schulbehörde als kooperierende Partner die Erhebung unterstützt haben.

¹³ So beträgt der Anteil der ausländischen Bevölkerung an der Stadtbevölkerung in den südlichen Stadtteilen zwischen zwei und sechs Prozent, während er in den nördlichen Stadtteilen rund fünfzehn Prozent ausmacht.

¹⁴ Hier vor allem das Projekt SCHUBILE, vgl. RAA/Büro für interkulturelle Arbeit Essen (2000).

¹⁵ Vgl. hierzu auch das „Konzept für die interkulturelle Arbeit“ der Stadt Essen (1999). Mit Ratsbeschluss vom 24.05.2000 wurde die Umsetzung dieses Konzeptes beschlossen.

2.3.2 Das Essener Projekt SPREEG und die niederländischen HLS

Der Prozess der Datenerhebung selbst soll in Essen im Wesentlichen nach dem Muster der niederländischen *HLS* ablaufen. Methodische und inhaltliche Veränderungen betreffen drei Bereiche: die intensivere Kooperation mit den beteiligten Schulen (2.3.2.1), die organisatorische Form der Datenerhebung, die Didaktisierung des Fragebogens (2.3.2.2) und den Entwurf des Fragebogens (2.3.2.3).

2.3.2.1 Kooperation mit den beteiligten Schulen

Die Essener Projektgruppe sieht eine intensive Einbeziehung der untersuchten Schulen in die Vorbereitung, Datenerhebung, Datenauswertung und Ergebnispräsentation vor. Im Vorfeld der Datenerhebung werden die Schulleiter, Schulkonferenzen und Eltern umfassend informiert und der genaue Zeitpunkt der Datenerhebung mit den Schulen abgestimmt. Jede Schule erhält zudem vor Beginn der Datenerhebung eine Arbeitsmappe mit Vorschlägen und Materialien zur Didaktisierung des Fragebogens und der Datenerhebung insgesamt (vgl. 2.3.2.2). Die Schulen werden im Rahmen der Untersuchungs Vorbereitung um vorhandene Informationen zu den an der Schule gesprochenen Sprachen gebeten sowie um Informationen zum muttersprachlichen Unterricht, zu den Schulfremdsprachen, zu „Begegnung mit Sprache“-Konzepten und zu Förderangeboten befragt. Diese Informationen dienen mit als Grundlage für die Abfassung des ersten Teils des Untersuchungsberichtes, der den *Status quo* der sprachlichen Förderung an Essener Grundschulen beschreibt.

Im Anschluss an die Untersuchung werden die Ergebnisse der Datenerhebung in jeder beteiligten Schule der jeweiligen Schule in Form eines Kurzberichts zur Verfügung gestellt. Dieser Kurzbericht wird zum einen nach dem Muster des Gesamtberichtes einen Überblick über die Distribution der Haus- und Schulsprachen sowie eine Darstellung der Sprachenprofile der größeren Sprachengruppen in der jeweiligen Schule leisten. Zum anderen wird er schulrelevante Kurzinformationen über die einzelnen an der Schule gesprochenen Sprachen enthalten. Im Rahmen einer engen Verknüpfung von Schule, Stadt und Universität stellen die Berichte die wesentliche Grundlage für neue Modelle der Schulentwicklung bereit.

Der schulspezifische Bericht kann den einzelnen Schulen Hilfestellung für die Entwicklung von sprachenorientierten Schulprogrammen leisten, er kann Entscheidungshilfe in Bezug auf die an der Schule eingesetzte Begegnungssprache sowie in Bezug auf Alphabetisierungskonzeptionen und den Einsatz von muttersprachlichem Ergänzungsunterricht und Förderunterricht sein.

2.3.2.2 Datenerhebung und Didaktisierung der Fragebögen

Die Lehrerinnen und Lehrer erhalten Unterstützung in Form von Materialien und konkreten Vorschlägen zur Didaktisierung der Datenerhebung. Die Lehrerin/der Lehrer hat so die Möglichkeit, insbesondere die Fragen, die für Kinder dieses Alters schwer verständlich oder zu beantworten sind, vorbereitend mit den Schülerinnen und Schülern

durchzugehen. Dabei bieten sich viele der Fragen zur Thematisierung der Sprachenvielfalt in der Klasse und allgemein zur Reflexion über Sprache sowie zur Begegnung mit Sprachen an.

Um den Fragebogen jedoch überhaupt in dieser Altersstufe bearbeiten zu können, bedarf es einiger Vorentlastungen und Hilfestellungen bei der Befragung selbst. Voruntersuchungen machen deutlich, dass dies vor allem in den 1. und 2. Schulklassen eine intensivere Begleitung der Schülerinnen und Schüler beim Ausfüllen des Fragebogens verlangt, als die Lehrer allein zu leisten in der Lage sind. Studentische Hilfskräfte sollen daher in die jeweiligen Schulen geschickt werden, um die Datenerhebung zu begleiten. Erste Beratungen mit Lehrerinnen und Lehrern Essener Grundschulen haben zu der Entscheidung geführt, die Schülerinnen und Schüler der Klassen 1 und 2 einzeln oder in Kleingruppen zu befragen, während die Befragung in den Klassen 3 und 4 im Klassenverband durchgeführt wird.

2.3.2.3 Fragebogen und Erfassung der Rohdaten

Die Grundlage des in Essen eingesetzten Fragebogens bildet eine Übertragung des niederländischen Musters. Sie wird den Essener Verhältnissen und den Forschungsinteressen der Essener Projektgruppe angepasst. Das heißt konkret:

- Aus Gründen des Datenschutzes wird nicht nach den Namen der Schülerinnen und Schüler gefragt, lediglich nach Alter, Klassenstufe und Geschlecht.
- Aus Gründen der Fairness soll den Schülerinnen und Schülern durch ein entsprechendes Kästchen die Möglichkeit der singulären Antwortverweigerung gegeben werden.
- Während in den Niederlanden die Frage nach der Staatsbürgerschaft nicht gestellt wird (der Anteil eingebürgerter Einwanderer ist dort wesentlich höher), wird sie hier gestellt, um das Verhältnis zwischen Staatsbürgerschaft und gesprochener Sprache zu ermitteln (vgl. 2.1).
- Die Liste der vorgegebenen Herkunftsländer und -sprachen wird auf der Grundlage der Statistiken zur Nationalitätenverteilung bei den Grundschulern in Essen und der Antworten der Schulleiterbefragung (vgl. 2.3.2.1) verändert.
- Während in den Niederlanden bei den Fragen nach den sprachlichen Fertigkeiten das Niederländische ausgeklammert bleibt, soll im Essener Fragebogen das Deutsche an dieser Stelle mit angeboten werden. Die Miteinbeziehung des Deutschen lässt Rückschlüsse auf die Deutschkenntnisse der Schülerinnen und Schüler und entsprechenden Förderbedarf zu.
- Während in der niederländischen Fassung keine Frage unmittelbar auf die Zweitsprachenförderung abzielt, hat die Projektgruppe beschlossen, in der Essener Untersuchung gezielt nach DaZ-Förderunterricht zu fragen. Daten hierzu erleichtern die Korrelation zwischen Angebot und Bedarf in diesem Bereich.
- Während in der niederländischen Fassung nicht explizit nach dem muttersprachlichen Unterricht gefragt wird, soll dies in Essen geschehen. Auch hier erleichtern konkrete Daten die Korrelation zwischen Angebot und Bedarf.

2.4 Überregionale Kooperationen

Das methodische Vorgehen in der Erhebung wird in Anlehnung an das von der Forschungsgruppe „Babylon“ der Universität Tilburg (Niederlande) entwickelte Verfahren geschehen – mit den in 2.3.2 angesprochenen Veränderungen. Die Zusammenarbeit mit der Tilburger Gruppe sichert der Essener Projektgruppe den Rückgriff auf eine wissenschaftliche und methodische Erfahrungsgrundlage bei der Konzeption und Durchführung des Vorhabens. Darüber hinaus erlaubt die Anlehnung an das Vorgehen der Tilburger Forschungsgruppe den Vergleich der Daten auf nationaler und internationaler Ebene.

Im Rahmen eines von der Tilburger Forschungsgruppe geleiteten, mit Mitteln der *European Cultural Foundation* (Amsterdam) geförderten Projektes „Multilingual Cities“ hat eine Untersuchungsgruppe im Frühjahr dieses Jahres einen eng an das niederländische Beispiel angelehnten HLS im Bundesland Hamburg durchgeführt (Ingrid Gogolin, Sarah Fürstenau, Universität Hamburg – Helga Büchel, Sabine Bühler-Otten, Amt für Schule Hamburg). Diese Untersuchung wurde parallel zu gleich gearteten Untersuchungen in Madrid, Lyon, Brüssel, Den Haag und Göteborg vorgenommen.¹⁶ Die Erfahrungen der Hamburger Erhebung wurden in SPREEG aufgenommen. Der Essener Ansatz ist jedoch breiter, so hat sich z. B. gezeigt, dass eine frühzeitige Zusammenarbeit mit den beteiligten Schulen notwendig ist.

3. Bedeutung des Vorhabens

Die Projektergebnisse werden in Form eines umfangreichen Berichts eine Auflistung der absoluten Daten zu der Distribution der Haus- und Schulsprachen (Größe der Gruppen, Korrelation der Haus- und Schulsprachen, geographische Verteilung der Sprechergruppen im Stadtgebiet), eine Darstellung der Sprachenprofile der einzelnen Sprachengruppen (Repertoire, Beherrschung, Sprachenwahl, Sprachendominanz, Sprachenpräferenz), einen Vergleich der Sprachengruppen miteinander („Vitalitätsvergleich“) sowie eine Korrelation aller sprachbezogenen Daten mit den (anonymisierten) biographischen Daten der Schülerinnen und Schüler für die gesamte Essener Grundschülerpopulation liefern. Dieses „Sprachenprofil“ wird mit der aktuellen schulsprachlichen Situation korreliert. Es ergeben sich Empfehlungen für ein weiteres schulsprachenpolitisches Vorgehen in Essen.

- Somit ist das Vorhaben von *schulsprachenpolitischer Bedeutung für die Stadt Essen*: Die Ergebnisse werden für die Stadt Essen eine verlässliche Grundlage für die Bedarfsfeststellung in Bezug auf den muttersprachlichen Ergänzungsunterricht, den Bedarf an Förderkonzeptionen für Deutsch als Zweitsprache sowie für die Entwicklung von Unterrichtskonzeptionen und Lehrmaterialien für beide Bereiche bilden.

¹⁶ Siehe European Cultural Foundation (2000). Eine Vorfassung der Untersuchungsergebnisse für Den Haag liegt bereits vor, siehe Extra et al. (2001.); die Ergebnisberichte für die übrigen Städte sind im Frühjahr 2002 zu erwarten.

- Da jede in die Untersuchung einbezogene Schule einen Kurzbericht über das Sprachenprofil ihrer Schülerschaft erhält, ist das Vorhaben von *Bedeutung für die einzelnen Schulen*. Der Bericht kann Hilfestellung für die Entwicklung von sprachenorientierten Schulprogrammen leisten, er kann Entscheidungshilfe in Bezug auf die an der Schule eingesetzte Begegnungssprache sowie in Bezug auf Alphabetisierungskonzeptionen und den Einsatz von muttersprachlichem Ergänzungsunterricht und Förderunterricht sein. Darüber hinaus bietet sich die Durchführung der Untersuchung selbst für die Thematisierung sprachlicher Vielfalt an der Schule und Reflexion über Sprache und sprachliche Verschiedenheit an.
- Das Vorhaben ist ein für Nordrhein-Westfalen erstmaliger Versuch, die Mehrsprachigkeit einer Schülerpopulation, d. h. die Sprachen, die gesprochen werden *und* die Vitalität dieser Sprachen ohne Rückgriff auf das Herkunftskriterium, quantitativ zu erforschen. Gleichzeitig kann erwartet werden, dass die auf Essen bezogenen Ergebnisse sich in gewissem Maße auf andere Großstädte Nordrhein-Westfalens übertragen lassen (vgl. 2.3). Das Vorhaben ist also von *schulsprachenpolitischer Bedeutung für das Land Nordrhein-Westfalen*.
- Die enge methodische Orientierung an dem Ansatz der Tilburger Forschungsgruppe und eine Zusammenarbeit mit der Hamburger Gruppe lassen eine Vergleichbarkeit der Ergebnisse auf internationaler und (Bundes-)länderübergreifender Ebene erwarten. Daten über die unterschiedliche sprachliche Vitalität von Minderheitensprachen im internationalen Vergleich sind von hoher *Bedeutung für die vergleichende Soziolinguistik*.
- Gleichzeitig hat die Korrelation von Daten über demographische Entwicklungen von Einwanderergruppen, sprachliche Vitalität von Minderheitensprachen und sprachentlichem Status quo im europäischen Vergleich eine hohe *Bedeutung für die europäische Sprachenpolitik*, und zwar vor allem in Hinblick darauf,
 - Grundlagen für eine einheitliche Behandlung von Regional-, Minderheiten- und Einwanderersprachen in Europa zu entwickeln, entsprechend der „Deklaration von Oegstgeest“, die im Rahmen der „International Conference on Regional, Minority and Immigrant Languages“ der Europäischen Kulturförderung (Amsterdam) am 30. Januar 2000 verabschiedet wurde,
 - Grundlagen für sprachenrechtliche und bildungspolitische Maßnahmen entsprechend den Bedürfnissen der jeweiligen Sprachengruppen zu schaffen,
 - über eine Dokumentation der europäischen Mehrsprachigkeit ohne nationale, ethnische und herkunftsbezogene Kriterien die Statusdifferenzen zwischen europäischen National-, Fremd-, Regional-, Minderheiten- und Einwanderersprachen aufzuheben oder zumindest anzugleichen.

Literatur

- „Declaration of Oetgsteest (NL)“. In: European Cultural Foundation 2000.
- Baker, Philip, John Eversley. 2000. *Multilingual Capital. The languages of London's schoolchildren and their relevance to economic, social and educational policies*. London: Battlebridge Publication.
- Behler, Gabriele. 1999. *Rede der Ministerin für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Gabriele Behler, aus Anlass der Eröffnung der Fachtagung „Sprachenlernen für Europa. Qualitätssicherung und -entwicklung im Bereich fremdsprachlichen Lernens“*. Bonn, 18.02.1999 (Typoskript).
- Behler, Gabriele. 2000. *Rede der Ministerin für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Gabriele Behler, bei einer Veranstaltung des türkischen Generalkonsulats mit Lehrkräften und türkischen Verbänden am 7. Juni 2000* (Typoskript).
- Behrend, Nina. 1998. *Sprachliche Anpassung: eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen*. Tübingen: Narr.
- Benholz, Claudia, Eva Lipkowski, Christoph Schroeder. 2001. Bericht zur Sprachstandserhebung bei Grundschülerinnen und Grundschulern mit Migrationshintergrund zum Zeitpunkt der Einschulung 1999. In: Landesinstitut für Schule und Weiterbildung NRW (Hrsg.). *Schulanfang mit Kindern ohne ausreichende Deutschkenntnisse. Ein Schulentwicklungsprojekt im Regierungsbezirk Düsseldorf*. Soest: Landesinstitut, 112-158.
- Berend, Nina. 1998. *Sprachliche Anpassung: eine soziolinguistisch-dialektologische Untersuchung zum Rußlanddeutschen*. Tübingen: Narr.
- Broeder, Peter, Guus Extra. 1999. *Language, ethnicity & education. Case studies of immigrant minority groups and immigrant minority languages*. Clevedon: Multilingual Matters, 1-21.
- Christ, Ingeborg. 1998. Europäisches Portfolio für Sprachen – eine Initiative des Europarats. In: Wege zur Mehrsprachigkeit. *Informationen zu Projekten des sprachlichen und interkulturellen Lernens* 4. Soest (LSW), 5-11.
- Europarat. 1995. Rahmenabkommen des Europarates zum Schutz nationaler Minderheiten vom 1. Februar 1995, BT-Drs. 13/6912 vom 11. Februar 1997.
- European Cultural Foundation, in cooperation with Babylon, Tilburg University. 2000. *Multilingual cities project on the status of immigrant minority languages at home and at school*. Amsterdam: European Cultural Foundation.
- Extra, Guus, Ludo Verhoeven (eds.). 1993. *Community languages in the Netherlands*. Amsterdam: Swets and Zeitlinger.
- Extra, Guus, Ludo Verhoeven (eds.). 1993. *Immigrant languages in Europe*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Extra, Guus, Ludo Verhoeven (eds.). 1998. *Bilingualism and migration*. Berlin: Mouton de Gruyter.

- Extra, Guus (Endredaktion), zusammen mit Rian Aarts, Tim van der Avoird, Peter Broeder, Kulay Yağmur. 2001. *Meertaligheid in Den Haag: de status van allochtone talen thuis en op school. Concept manuscript*. Tilburg
- Fishman, Joshua A. 1989. *Language and ethnicity in minority sociolinguistic perspective*. Clevedon: Multilingual Matters.
- Gogolin, Ingrid. 1994. *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*. Münster: Waxmann.
- Gogolin, Ingrid, Ursula Neumann, Lutz Reuter. 2001. Schulbildung für Kinder aus Minderheiten in Deutschland 1989-1999. Schulrecht, Schulorganisation, curriculare Fragen, sprachliche Bildung. (Interkulturelle Bildungsforschung 8) Münster: Waxmann.
- Institut für Interkulturelle Bildung, Universität Koblenz-Landau. 2001. Hamburger Erhebung zum Sprachstand türkisch-deutscher Schulanfänger des Schuljahres 1999/2000. Landau.
- Kipp, S., M. Clyne, A. Pauwels. 1995. *Immigration and Australia's language resources*. Canberra: Australian Government Publication Service.
- Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen. 1992. *Begegnung mit Sprachen in der Grundschule*, Runderlaß des Kultusministeriums vom 13. Februar 1992, GABI. NW I S. 50.
- Kultusministerkonferenz der Länder. 1978. Europa im Unterricht. Beschluss der KMK vom 8. Juni 1978 in der Fassung vom 7. Dezember 1990, SVBI. 2/91.
- Kultusministerkonferenz der Länder. 1996. *Empfehlung „Interkulturelle Bildung und Erziehung in der Schule“*. Beschluß der KMK vom 25. Oktober 1996.
- Landesinstitut für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen. 1998. *Handlungskonzept „Interkulturelles Lernen in Schule und Weiterbildung“* (erster unvollständiger Entwurf). Soest.
- Landesinstitut für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.). 2000. *Europäisches Portfolio der Sprachen*. Bönen: Verlag für Schule und Weiterbildung.
- Landesinstitut für Schule und Weiterbildung des Landes Nordrhein-Westfalen (Hrsg.). 1998. *Wege zur Mehrsprachigkeit – Datenbanken und Informationen*. CD-ROM. Bönen: Verlag für Schule und Weiterbildung.
- Mehlem, Ulrich. 1998. *Zweisprachigkeit marokkanischer Kinder in Deutschland. Untersuchungen zu Sprachgebrauch, Spracheinstellungen und Sprachkompetenzen marokkanischer Kinder in Deutsch, marokkanischem Arabisch und Berber (Masirisch)*. Frankfurt: Lang.
- Van der Merwe, I., L. van Niekerk. 1994. *Language in South Africa. Distribution and change*. Stellenbosch: Dept. of Geography.
- Pfaff, Ulrich, Jagoda Illner. 2000. Ausländische Schülerinnen und Schüler. *Schullink NRW*.
- Prasanna Pattanayak, Debi. 1992. Monolinguale Kurzsichtigkeit und die Blütenblätter des indischen Lotus. *Deutsch Lernen* 1, 68-76.

- RAA/Büro für interkulturelle Arbeit Essen (Hrsg.). 2000. *SCHUBILE - Schulen fördern bilinguales Lernen in der Primarstufe*.
- Rat der europäischen Gemeinschaften. 1977. Richtlinie des Rates der Europäischen Gemeinschaften über die schulische Betreuung der Kinder von Wanderarbeitnehmern vom 25. Juli 1977. *Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaften*, Nr. L. 199/32
- Silitoe, K., P. White. 1992. Ethnic groups and the British census: the search for a question. *Journal of the Royal Statistical Society* 155, 141-163.
- Sillitoe, K. 1987. *Developing questions on ethnicity and related topics for the census*. London: OPCS
- Stadt Essen. 1999. Konzept für die interkulturelle Arbeit in der Stadt Essen. *Informationen und Berichte zur Stadtentwicklung* Nr. 100.
- De Vries, J. 1989. On coming to our census. A layman's guide to demolinguistics. In: D. Gorter et al. (eds.), *Fourth International Conference on Minority Languages*. Clevedon: Multilingual Matters, 57-76.
- De Vries, J., F. Vallee. 1980. *Language use in Canada*. Ottawa: Ministry of Supply and Services.



Ljasat Dalbergenova (Kokschetau, Kasachstan)

Kontrastivanalyse der Ausdrucksmittel der Kausalität im Deutschen und Kasachischen: Exposé eines Promotionsprojektes

Die Aktualität der Erforschung dieses Themas ist durch die heutige Situation der sprachlichen Kontakte in Kasachstan bedingt. Kasachstan knüpft seit seiner Souveränität im Jahr 1990 direkte Kontakte mit dem Ausland, so auch mit Deutschland an, entwickelt direkte Beziehungen in allen Bereichen der Wissenschaft, darunter auch in der Linguistik.

Einen besonderen Stellenwert wird in der kasachischen Linguistik kontrastiven Forschungen sprachlicher Erscheinungen in genetisch nicht verwandten Sprachen beigemessen. Von Bedeutung in diesem Zusammenhang erscheint die Erforschung ähnlicher und verschiedener Ausdrucksweisen und -mittel unterschiedlicher sprachlicher Kategorien auf allen Sprachebenen.

In meiner Arbeit gehe ich von der funktionalen Grammatik aus, deren wichtigste Aufgabe die Erforschung der Funktionierens sprachlicher Systeme ist. Der funktionale Ansatz geht von den Funktionen zu den Formen und von der Semantik zu den Ausdrucksmitteln. Die Funktionale Grammatik basiert auf der Beschreibung funktional-semantischer Felder. Die Theorie der funktional-semantischen Felder (FSF) wurde von dem russischen Grammatiker A. W. Bondarko ausgearbeitet.

„FSF ist eine zweiseitige Einheit, geformt mit grammatischen Sprachmitteln, zusammen mit den mitwirkenden lexikalischen, lexikalisch-grammatischen und wortbildenden Mitteln, die zu dieser semantischen Zone gehören“ (Bondarko 1974a, Übers.: LD).

Als universal-begriffliche Grundlage für die Verbindung der Ausdrucksmittel verschiedener Ebenen im FSF dienen, so Bondarko, begriffliche Kategorien (Zeit – Raum – Quantität usw.). Jede von ihnen wird sprachlich als eine grammatische und/oder als eine grammatikalisierte Form widergegeben:

„Begriffliche Kategorien sind einerseits Widerspiegelungen der Eigenschaften und Verhältnisse der realen Wirklichkeit. Andererseits basieren sie auf der Sprache. Es geht um die potenzielle Stützung auf die Gesamtheit möglicher Ausdrücke und ih-

rer Kombinationen in einer Sprache sowie in verschiedenen Sprachen“ (Bondarko 1974b, Übers.: LD).

In seiner Theorie der FSF hat Bondarko die Grundzüge von I. I. Mešaninov (1945) über die begrifflichen Kategorien weiter entwickelt. Laut Mešaninov muss sich der Sprachwissenschaftler grundsätzlich auf die in der Sprache erscheinenden Begriffe stützen. Sie finden ihren Ausdruck in der faktischen Seite der menschlichen Rede, wobei sie in den Schemata ihrer formalen und semantischen Konstruktionen bleiben. Die Bewusstseinsnormen finden ihren sprachlichen Ausdruck in der Semantik lexikalischer Gruppierungen, in Wortkonstruktionen und im Satzbau. Ein und derselbe Begriff kann mit verschiedenen Ausdrucksmitteln ausgedrückt werden. Die sprachlich ausgedrückten Begriffe bleiben im Rahmen des sprachlichen Materials. Sie spiegeln die Bewusstseinsnormen und Gesamtkategorien des Denkens in ihrem realen Ausdruck in der Sprache wider.

Kausalität

Das Denken in kausalen Zusammenhängen gehört vermutlich zu den fundamentalen Strukturen des Denkens überhaupt. Dementsprechend groß ist das wissenschaftliche Interesse an allen Aspekten der Kausalität.

In der Philosophie ist die Kausalität/Ursache eine „Erscheinung, die eine andere Erscheinung/Wirkung bedingt, hervorruft“ (Filosofskij enciklopedičeskij slovar‘ 1983). Im Unterschied zu der philosophischen stützt sich die logische Bestimmung der Kausalität auf die Sprache. Die Philosophie erforscht die Ursache-Wirkungsverhältnisse zwischen den Sachverhalten und Erscheinungen objektiver Wirklichkeit. Der Forschungsgegenstand der Logik aber sind kausale Zusammenhänge zwischen den Gedanken und der Äußerung.

Der dialektische Materialismus versteht unter Kausalität einen elementaren, objektiv existierenden, nicht beeinflussbaren, spezifischen Zusammenhang von Ursache-Wirkungsbeziehungen, bei denen die Ursache der Wirkung zeitlich vorangeht und sie notwendig bewirkt.

Uns interessiert hier die Kausalität als linguistische Kategorie. Der linguistische Begriff der Kausalität, so Stojanova (1987), ist dem philosophischen in Bezug auf Wahrheitswerte, Denotate, Kategorien, Typen von Bedingungen und Prinzipien nicht kongruent. Im grammatischen Sinne besteht eine Kausalbeziehung

„auch zwischen allen Sachverhalten, von denen einer eine hinreichende Begründung des anderen ist. Eine solche Begründung kann auch aus dem gesetzmäßigen Zusammenhang verschiedener gleichzeitig existierender Eigenschaften von Objekten ... resultieren („Seinsgrund“). Sie kann auf logischen Schlussverfahren basieren („Erkenntnisgrund“). Sie kann aber auch in einer Zielstellung als „Beweggrund“ für bewusstes Handeln bestehen.“ (Grundzüge 1981)

Um diesen Unterschied auch formal zum Ausdruck zu bringen, sprechen wir in der Philosophie und Logik von außersprachlicher Kausalität, in der Linguistik vom Sprachlich-Kausalen:

„Das Sprachlich-Kausale stellt somit Sachverhalte als Widerspiegelung von objektiven Verhältnissen dar, die im Bewußtsein des Menschen in einem subjektiven Kausalzusammenhang gesetzt werden und mit der Wirklichkeit übereinstimmen können, aber nicht müssen.“ (Stojanova 1987, Übers.: LD)

B. Schmidthauer (1995) versteht unter „*innersprachlicher Kausalität*“,

„die Tatsache, dass der Kausalbezug sprachlich-semantisch realisiert ist, im Gegensatz zu Sätzen, deren Propositionsinhalte auf außersprachliche Phänomene verweisen, die in der außersprachlichen Wirklichkeit, also sozusagen naturwissenschaftlich gesehen, unter sich in einem kausalen Zusammenhang stehen.“

Zum Bereich des Sprachlich-Kausalen gehören im weiteren Sinne das unmittelbar Kausale, das Konsekutive, das Finale, das Konzessive und das Konditionale. Bondarko (1996) betrachtet dies alles allerdings als FSF der Konditionalität, in dem die zentrale Stelle dem Feld der Ursache gehört. Auch die Grundzüge (1981) gehen von einem „*konditionalen Verhältnis*“ als Grundstruktur aus und behandeln die kausale Relation als Sonderfall derselben.

Bei Henschelmann (1977) bildet dagegen die Kausalkategorie, „*Ursache-Wirkung-Relation*“ genannt, mit dem Spezifisch-Temporalen ein System der Konditionalität: Wenn-Dann-Relation (Grund-Folge) und Genau-Dann-Wenn-Relation (Ursache-Wirkung). A. P. Komorov (1973) betrachtet die Kausalität („*objektlogische Beziehung*“) als semantischen Kern aller Ausdrucksmittel, deren linguistischer Status als Relationsfeld der Kausalität bestimmt wird:

„Unter dem Relationsfeld der Kausalität versteht man einen semantischen Raum, gebildet durch alle Strukturklassen, die zu verschiedenen Sprachebenen gehören und mit der Gesamtbedeutung der Kausalität verbunden sind.“ (Komorov 1973, Übers.: LD)

Im Zentrum des Relationsfeldes der Kausalität stehen Strukturen, die „den Kausalzusammenhang maximal rein ausdrücken und nicht von den anderen Schattierungen be­lästigt sind“ (Komorov 1973, Übers.: LD). In der Peripherie, je nach der Entfernung vom Zentrum verorten sich die Strukturen abhängig davon, wie sie sich vom rein Kausalen entfernen.

Ich folge in meiner Arbeit Stajanova (1987) und Schmidthauer (1995). Das bedeutet, ich fasse das rein Kausale als primären Oberbegriff auf und ordne das Konsekutive, das Finale, das Konditionale und das Konzessive dem rein Kausalen unter.

Kausalität in der Sprache

„Rein kausal ist die sprachliche Hervorhebung des Grundes von der Folge/Folgerung her, mit Hilfe bestimmter sprachlicher Ausdrucksmittel.“ (Stojanova 1987)

Wenn wir uns an die Definition von Rudolph (1981) halten: „Die kausale Relation ist eine Verknüpfung zweier Ereignisse oder Sachverhalte, von denen das zeitlich Frühere als Ursache, Grund, Anlass, Voraussetzung interpretiert wird. Ihr Merkmal ist Asymmetrie und Nichtumkehrbarkeit“, oder auch an Zifonun (1997) oder Girke (1999), dann

sehen wir, dass man zwei Sachgruppen, nämlich Ursache-Wirkung-Relation (UW) und Grund-Folge-Relation (GF) unterscheidet.

Die Frage verschiedener Arten von Kausalität in der Sprache

Die Definiton der Kausalität nimmt ihren Ausgangspunkt in der Zweigliedrigkeit der kausalen Beziehung. Schon auf rein begrifflicher Ebenen konkurrieren bei der Ursache-Wirkung-Relation (UW) und der Grund-Folge-Relation (GF) zwei Konzepte miteinander. „Ursachen sind Sachverhalte, die als Auslöser anderer Sachverhalte angesehen werden. Dabei werden diese Sachverhalte nicht intentional ausgelöst, sondern auf Grund von Gesetzmässigkeiten. Ursachen können somit Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen sein“ (Girke 1999). Die jeweils ausgelösten Sachverhalte werden als „Folgen“ bezeichnet. „Folgen“ sind in der Regel Zustandsveränderungen der Sachverhalte, so z. B. *Es ist nass, weil es regnet*. Der Sachverhalt *Regnen* ist aber im Sinne Girkes keine Ursache, wenn er zu dem Sachverhalt *X bleibt zuhause* in Beziehung gesetzt wird. „Zwischen den in Relation gesetzten Sachverhalten besteht keine gesetzmäßige, keine verursachende Beziehung“ (Girke 1999), wenn die oben genannte Ursache als Grund angeführt wird. Gründe erfüllen nämlich explikative oder motivierende Funktionen. Das heißt, Gründe sind Elemente von Sprachhandlungen. Girke führt den Sachverhalt *Autos stinken* als einen denkbaren Grund für den Sachverhalt *Hans kauft sich ein Fahrrad* an: „Wenn ein Sprecher eine kausale Relation zwischen seiner eigenen Handlung und einem anderen Sachverhalt herstellt“ dann liegen Begründungen vor: *Ich verkaufe mein Auto, weil ich ein neues kaufen will*.

G. Zifonun (1997) geht bei der Differenzierung kausaler Verhältnisse einen Schritt weiter. Sie geht von der alten „philosophischen Unterscheidung zwischen tatsächlichen/realen, wirklichen Gründen und Erkenntnisgründen“ aus. Diese werden differenziert als Grund „warum etwas ist oder geschieht“, und „Urteil, das der Grund eines anderen Urteils ist“. Das, was Girke (1999) „Ursache“ nennt, wird von Zifonun als „tatsächlicher Grund“ betrachtet. „Tatsächliche Gründe sind auf bestimmte Sachverhaltsrelationen eingeschränkt“ (Zifonun 1997).

Im Bereich der tatsächlichen Gründe wird ontologisierend unterschieden zwischen

a) Realgründen:

Weil die verunglückte Hildegard H. geschieden war und mit einem anderen Mann zusammen lebte, hatte sie nach katholischem Kirchenrecht den Anspruch auf eine kirchliche Beisetzung verloren. (. . .)

b) Beweggründen:

Er hatte nach 18-jähriger Ehe seine Ehefrau Irmgard erwürgt, weil sie ihn verlassen wollte

c) logischen Gründen:

Weil Hans größer ist als Emil, ist Emil natürlich kleiner als Hans.

„Generell beruhen Realgründe auf (anscheinend) objektiv bestehenden Gesetzen oder Regularitäten, sei es in der Natur, in der Gesellschaft, im institutionellen Be-

reich. Beispiel a) gibt einen Realgrund an, der auf institutionellen Regularitäten beruht. Beweggründe spielen ebenso wie Absichten eine Rolle beim Erklären von Handlungen. Sie beruhen auf angenommenen Zusammenhängen zwischen Ereignisse (z. B. dem Verlassenwerden durch die Frau) und Handlungen (z. B. dem Mord an der Frau) oder auch zwischen Verhaltensdispositionen (z. B. Eifersucht) und Handlungen.“ (Zifonun 1997)

Was Girke „Grund/Begründung“ nennt, wird bei Zifonun als „Begründungszusammenhang“ formuliert. Dabei geht sie von den Erkenntnisgründen, Begründen auf der Ebene des *Modus dicendi* aus, die „zugrundeliegende Schlussoperationen des Sprechers“ reflektieren. Dort, so Zifonun, wo tatsächliche Gründe anzunehmen sind, kann das Verhältnis sprachlich als Begründungszusammenhang widergegeben werden.

Die Rohre sind geplatzt, denn es herrscht Frost.

→ Formulierung als Begründungszusammenhang

Wenn aber kein tatsächlicher Grund besteht, kann nur ein Begründungszusammenhang formuliert werden; die Formulierung als tatsächlicher Grund scheidet aus:

Es herrscht Frost, denn die Rohre sind geplatzt.

→ Formulierung als Begründungszusammenhang

*Weil die Rohre geplatzt sind, herrscht *Frost* (semantisch unangemessen).

Einige Beispiele für Ausdrucksmittel der Kausalität im Satzgefüge des Deutschen und Kasachischen

1. 1 Gründe

Antwort auf *warum*-Frage: *weil* im Deutschen; *ötkeni/sebebi* im Kasachischen

- (1) Deutsch: Warum lese ich das Buch? Weil ich mehr wissen will.
 (2) Kasachisch: Nege? Sebebi/ötkeni ol seniki yemes.
 (Warum?) (Weil das nicht deins ist.)

1. 2. Realgrund (Ursache-Wirkung-Relation):

- (3) Deutsch: Die Rohre sind geplatzt, weil Frost herrscht.
 (4) Kasachisch: Turbarlar khatiptir, sebebi ayaz tir. (Übersetzung von (3))

Beweggrund: Konjunktion *da* im Deutschen; Adverbialpartizipien mit der Postposition *soj* im Kasachischen:

- (5) Deutsch: Da er seine Frau liebte, wollte er sich nicht scheiden lassen.
 (6) Kasachisch: Basım auryan soj šenalıstan soranıj kettim
 (Da ich Kopfschmerzen hatte, meldete ich mich von der Versammlung ab.)

Logischer Grund: Konjunktion *da*, *weil* im Deutschen, Adverbialpartizip mit dem Suffix *-diktan/-dikten* im Kasachischen:

- (7) Deutsch: Da Hans größer ist als Emil, ist Emil kleiner als Hans.
 (8) Kasachisch: Hans Emil'den ülken bolyandiktan, Emil Hans'tan kiškentai. (Übersetzung von (8))

2. Begründungszusammenhänge

2.1. Begründung aufgrund von reduktiven Schlüssen: *weil*, *da* und *denn* im Deutschen:

- (9) Er arbeitet wohl noch, weil seine Lampe ja noch brennt
*Weil seine Lampe noch brennt, arbeitet er wohl noch.
Da seine Lampe noch brennt, arbeitet er wohl noch.
Die Katze ist hungrig, denn sie frisst den ganzen Topf leer.

2.2. Begründung für das Gesagte unter dem Aspekt des „so ist es, weil ...“: *weil* im Deutschen:

- (10) Wir werden es schaffen, weil wir es ernstlich schaffen wollen.

2.3. Begründung für den Vollzug bestimmter Sprechhandlungen: *weil* und *denn* im Deutschen

- (11) Weil du es bist: Ich komme morgen.
(→ Weil du mich so fragst, verspreche ich dir ...)
- (12) Bist du fertig mit dem Bier? – Denn der Kellner schaut gerade zu unserem Tisch. (Schmidhauser 1995)
(→ Bist du fertig mit dem Bier? Ich frage dich das, weil ...)

Literaturverzeichnis

- Bondarko, A. V. (a) *Principy funkcional'noj grammatiki*. Moskva 1974.
- Bondarko, A. V. (b) *Ponjatijnye kategorii i jazykove semantičeskie funkcii v grammatike*. Moskva 1974.
- Bondarko, A. V. *Lokativnost' . Bytijnost' . Possesivnost' . Obuslovlennost' . Moskva 1996.*
Filosofskij enciklopedičeskij slovar' . Moskva 1983.
- Girke, W. „Aspekte der Kausalität im Slavischen.“ In: Girke, W. *Mainzer Studien zum Problem der Kausalität*. München 1999.
- Grundzüge einer deutschen Grammatik*. Autorenkolleg unter der Leitung von K. E. Heidolph. Berlin (O) 1981.
- Henschelmann, K. *Kausalität im Satz und im Text. Semantisch-vergleichende Studien zum Französischen und Deutschen*. (Studia Romanica 3) Heidelberg 1977.
- Komarov, A. P. *Sistema sredst v vyraženiya pričino-sledstvennyx otnoženij v sovremenom nemeckom jazyke*. (Aftoreferat) Moskva 1973
- Mešaninov, I. I. „Ponjatijny kategorii v jazyke“. *Truby VIIIA*, 1945, 1.
- Schmidhauser, B. *Kausalität als linguistische Kategorie. Mittel und Möglichkeiten für Begründungen*. Tübingen 1995.
- Stojanova, N. „Zur Struktur und Funktionen der denn-Sätze“, in: Fleischer, W., R. Grosse, G. Lerchner (Hrsg.) *Beiträge zur Erforschung der deutschen Sprache*. Leipzig 1987.
- Rudolph, E. „Wirkung und Folge in Konsekutivsätzen“, in: Kohrt, M. *Sprache: Formen und Strukturen*. Akten des 15. Kolloquiums, Bd. 1 (Linguistische Arbeiten 98) Tübingen 1981.
- Zifonun, G. (Hrsg.) *Grammatik der deutschen Sprache*. Bd 3. Berlin 1997.